

# Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 15. Dezember 1877. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N<sup>o</sup> 11.

An unsere Leser.

Die nächste Nummer (12) wird eine

## Weihnachtsnummer

sein, von heftartiger Stärke, besonders reich und schön ausgestattet, durchweg weihnachtlichen Inhalts, in sich abgeschlossen, ohne Fortsetzungen und überlaufende Stücke.

Wir denken, daß sich diese Nummer nicht übel dazu eignen wird, mit ihr unter Kreuzband nahen und fernen Freunden oder Angehörigen eine kleine Weihnachtsüberraschung zu machen, und laden die Freunde des Daheim ein, sich weitere Exemplare zu diesem Zwecke kommen zu lassen.

Solche sind durch alle Buchhandlungen für den Preis von 50 Pf. zu beziehen, doch kann rechtzeitiges Eintreffen wie Lieferung überhaupt nur garantiert werden, wenn die Bestellung gleich nach Eintreffen vorliegender Nummer erfolgt.

Da die Weihnachtsnummer erst am 22. Dezember hier zur Ausgabe gelangt, so empfiehlt sich in Fällen weiterer Entfernung direkte Bestellung bei unserer Expedition, welche bereit ist, das Exemplar gegen Einzahlung des Betrages von 50 Pf. in baar oder Postmarken portofrei an jede aufgegebenen Adresse zu versenden; wo es gewünscht wird, unter Hinzufügung des Vermerks: „auf Veranlassung von . . . (Name des Bestellers) überandt“. Auch jede andere Buchhandlung wird gern solche Aufträge annehmen.

Leipzig, 1. Dezember 1877.

Die Redaktion des Daheim.

## Der Bismarck von Hinterhausen.

Novellette von Joh von Neuß.

(Schluß.)

Raddruck verboten

Gej. v. 11./VI. 70.

Der Disput drohte in der That ernst zu werden. Gretchens hübsches Köpfchen war ebenso hart als der Kopf der Frau Mama, und sie verstand es, als enfant gâté vortrefflich jederzeit ihren Willen durchzusetzen, zumal wenn der Papa, wie nur allzuhäufig, fahnenflüchtig in das Lager der Tochter überging. Darum verkörperte auch jetzt plötzlich ein Ausdruck der Freude Gretchens hübsche kindliche Züge, als dieser in der Thür erschien.

Doch nur einen Augenblick rechnete Gretchen auf Sukkurs, dann erkannte sie, daß ihr treuester Verbündeter sie heute vermuthlich im Stich lassen werde. Denn Herr von Stolps Gesicht sah so ernst und überlegend aus, als sei er beschäftigt, die orientalische Frage in einer alle Theile befriedigenden Weise

zu lösen. Ohne Frau und Tochter anfangs zu bemerken, starrte er wie eine wandelnde Statue vor sich hin.

„Noch zwei, drei Stunden, und der kritische Moment ist da,“ sagte er, indem er sich über die lahle Stirn fuhr. „Ich muß reden, der Teufel hat mich geritten, als ich es meinen Wählern versprach! Hüß, nein zehn Minuten lang, das gibt im Hinterhausener Wochenblatt fett gedruckt vielleicht drei Spalten — mehr ist von einem Christenmenschen nicht zu verlangen! — Johann mag Champagner zu den Auktern stellen, er soll mir Courage geben. Aber zum Fenster, wo bleibt er? Jedenfalls ist er in einer Strickbeutelangelegenheit meiner Frau — o jemine, da ist sie ja, ich vergaß, daß ich seit gestern ein Abgeordneter „mit Hinterhüssen“ bin.“

„Ist Deine Geistesammlung schon vollendet, lieber Adolf?“ fragte Frau von Stolp mit theilnehmender Fätslichkeit, indem sie auf den Gatten zuschritt. „In Wahrheit, Dein Gesichtsausdruck sagt es mir, er ist ernst, gemessen, erhaben! Die Schnelligkeit, mit der sich Deine Sammlung und geistige Vorbereitung vollzogen hat, beweist evident Deine Begabung. Willst Du die Rede nicht einmal auftragen? Stelle Dich dort auf die Fußbank, sie mag die Stelle der Tribüne vertreten, und nimm an, das Zimmer sei der Sitzungsaal.“

Der kalte Schweiß, der Herrn von Stolps Stirn bedeckte, ward fast zum Todesschweiß. „Loh das!“ sagte er gebieterisch.

„Wie Du willst! Ohnehin werde ich in wenig Stunden Gelegenheit haben zu erkennen, wie richtig ich Dich beurtheilt habe. Du bist nur zu bescheiden — ich wünsche, ich könnte Dir etwas von meinem Selbstvertrauen geben!“

„Ich wünschte es auch!“

„Doch da Dich der Zufall einmal hierher geführt, so kann ich nicht umhin, Dich mit einer Angelegenheit bekannt zu machen, die mich so eben lebhaft erregt und mir trotz allen Stolzes, den ich Deinetwegen empfinde, Kummer zu bereiten droht. Gretchen, Deine, unsere Tochter, macht mir plötzlich schwere Sorgen.“

„Gretchen, unser liebes Kind? Ist sie wieder in Ohnmacht gefallen?“ fragte Herr von Stolp, durch die Stärke seiner Vaterliebe selbst von seinen staatsmännischen Combinationen abgezogen.

„Nicht doch, wenn es weiter nichts wäre — das Kind hat sich verlobt!“

„Poh Bliz! das fehlt augenblicklich noch, Liebesgeschichten vor meiner Landtagsrede!“

„Nicht wahr? Und gerade jetzt sich zu verloben, wo wir durch Dich an die Schwelle einer großen Zukunft gestellt sind. Es ist unverantwortlich!“

„In wen hast Du Dich denn aber verliebt, Grete?“ fragte Herr von Stolp. „Ich meine, Du hast noch kaum ein Mannsbild angeschaut, seit Du in Berlin bist?“

„O, guter Papa, mache mir das Herz nicht noch schwerer. Es ist mir ohnehin zum Springen voll!“ brach Gretchen plötzlich in Thränen aus. „Ich weiß selbst nicht, wie's zugegangen,“ fuhr sie unter Schluchzen fort; „aber das Unglück, nein das Glück, nein die Seligkeit — ist einmal da!“

„Nede endlich, wer ist's?“ inquirirte Herr von Stolp weiter. „Hast Du kein Vertrauen zu mir?“

„Nun, der hübsche, schlanke, junge Herr, der gestern mit uns zusammen in der Loge saß,“ berichtete die Tochter, ihren Muth wiederfindend. „Derselbe, der so lieb und herzlich mit uns zu plaudern verstand, als wäre er ein alter Bekannter.“

„Grete, Du hast keinen schlechten Geschmack, er war charmant!“

„Nicht wahr?“ rief Gretchen in hellem Entzücken.

„Ein sauberer Patron, in Wahrheit,“ schnitt Frau von Stolp die beginnenden Friedensverhandlungen energisch ab, „hier sieh und lies und urtheile, Du kurzschätiger und Leichtgläubiger! Dank es dem Himmel, daß er Euch in mir einen weitsehenden Geist und einen scharfsichtenden Wächter an die Seite gegeben,“ fuhr sie mit Selbstbewußtsein fort, indem sie Affessor Winters unglückliche Wirthsrechnung dem Gatten präsentirte. „Ein Zufall, nein, die Vorsehung hat mir diesen Beweis seiner Unwürdigkeit in die Hände geliefert!“

Herr von Stolp griff mechanisch nach dem dargereichten Blatte, und schaute ebenso mechanisch hinein. Aber selbst sein jovialer Gesichtsausdruck verschwand bei dem Num und dem zerschlagenen Spiegel. Im ersten Schrecken vergaß er sogar zu fragen, welcher Zufall, nein, welche Vorsehung seiner aufmerksamsten Gattin diesen, zerschlagenen und zerschlagenden Beweis in die Hände geliefert.

„Ich, Dein fätslicher Vater, liebes Gretchen,“ sagte er stöhnend, aber dennoch mit Todesverachtung, „dem Du kindlichen Gehorsam schuldest, verbiete Dir, jemals wieder an den Mann zu denken, der solche Rechnungen empfängt!“

„Endlich!“ triumphirte Frau von Stolp. „Du bist ein Mann! durch mich, theurer Adolf! O, Schiller, nein, Mathisson hat recht: es wächst der Mensch mit seinen höheren

Zwecken! Auch Du wächst jeden Tag um einen Zoll, nein, um einen Centimeter heißt es jetzt.“

Leider machte in diesem Augenblicke Johann durch sein nicht allzuleises Auftreten Frau von Stolps Begeisterung ein Ende. Er kam, das Kaffeegeschirr hinauszutragen, um später den Frühstückstisch nach heimischer Sitte zu decken. Frau von Stolp warf ihm einen wüthenden Blick zu, der aber mit vollständigster Seelenruhe aufgenommen wurde.

Gretchen erschien niedergeschmettert. Gerade die Seltenheit des strengen, wenn auch immerhin liebevollen Tones, in welchem der Vater zu ihr gesprochen, machte diesen doppelt wirkungsvoll. Herr von Stolp selbst hingegen empfand den schweren Tritt seines Dieners wie das Wehen eines Friedensengels, denn er machte hoffentlich dem Familiendisput ein glückliches Ende.

„Die Auktern auf mein Zimmer, Johann, nebst einer Flasche Champagner — hörst Du,“ sagte er tiefathmend und sich den Schweiß von der Stirn wischend. „Ich möchte sie probiren — Du kannst auch zwei Flaschen Sekt dazu sehen! — Auch diese Liebesgeschichte noch zu meiner unausgebrüteten Landtagsrede! Wer hieß mich auch nach Berlin kommen? Aber, wenn es dem Egel zu wohl ist, geht er aufs Eis.“

Johann nickte feierlich wie ein Automat. Er hatte die Sehnsucht seines Herrn nach einem verschwiegene Aukternfrühstück vollkommen begriffen, und ging, die Silberplatte vom verzessenen Geburtstagstisch zu nehmen. Diese Bewegung Johanns erinnerte Gretchen an den Auftrag, den sie von ihrem Vater erhalten hatte.

„Ob Papa wohl so streng gegen mich gewesen wäre, wenn ich nicht vergessen hätte, ihm die Auktern zu rechter Zeit auf sein Zimmer zu schicken?“ philosophirte sie.

## IV.

Als Affessor Winter eben keuchend den Kaiserhof erreichte, verließ Frau von Stolp stolz und reich beschleppt das Hotel. Der junge Mann verkehrte nicht, die Dame zu erkennen und ehrfurchtsvoll zu grüßen, während diese ihn entweder nicht wiedererkannte oder absichtlich ignorirte.

Die Wohnung des Landtagsabgeordneten von Stolp war bald erfragt und aufgefunden. Vor der Zimmerthüre erst kam dem Eilenden ein kurzes Besinnen.

Vor allem war ihm an der Wiedererlangung des Manuskriptes gelegen, welches ja der Verleger stündlich erwartete. Er selbst sah freilich der Zahlung der Hälfte des stinulirten Honorars zur Tilgung der unglücklichen Wirthschuld ebenfalls mit heißer Sehnsucht entgegen. Dann aber ergriff ihn auch ein unäglich unbehaagliches, beschämendes Gefühl, wenn er der beiden anderen Schriftstücke gedachte, welche der Schoß des Unglückschlafrades barg. An der Thür des Salons begegnete ihm Johann mit dem Gedeck des Frühstückstisches und den zwei bestellten Goldköpfen.

„In der Tasche — des — Ihrem Herrn — abgetretenen Sammettschlafrades — steckt ein werthvolles Manuskript,“ sagte Affessor Winter noch immer athemlos, „ich verlange es sofort zurück! Sogleich, bitte sogleich,“ setzte er in stotternder Erregung hinzu, als ihn Johann nicht zu verstehen schien. Und dabei ließ er zum besseren Verständniß ein glänzendes Zweimarkstück zwischen Johanns die beiden Flaschenhälle umspannende plumpe Finger gleiten.

Wenn Johann auch das Erstaunen nicht bemeistern konnte, das ihm Mund und Nase aufsperrten ließ, als er denselben Herrn, der gestern Abend sein Fräulein aus der Oper getragen, und dem er selbst heute schon einen unirewilligen Besuch gemacht, sich plötzlich wieder gegenüber stehen sah, so war er doch geschickt und nervenstark genug, das Geldstück nicht zur Erde fallen zu lassen, sondern es mit seinem Aermel aufzufangen.

„Was steht zu Befehl?“ fragte er dienstfeurig.

„Ich muß sogleich mein Manuskript zurück haben!“

„Mein —?“ fragte Johann.

Trotz der übeln Laune des jungen Mannes überflog jetzt ein Lächeln sein Gesicht.

„Was für ein Ding befehlen der Herr zurück?“ fragte Johann noch einmal.

„Ich wünsche den Gegenstand zurückzubekommen, der sich in der linken Tasche des Ihres Herrn abgetretenen Schlafrodes befindet, und bitte Sie, ihn mir sofort zu holen. Es ist ein Gegenstand, der zuweilen ganz unehrdig, zuweilen aber auch gefährlich ist,“ fuhr Assessor Winter, immer noch fast wider Willen über den Ausdruck in Johans Mienen ergötzt, heiter fort.

„Gefährlich? Ist er geladen?“

„Hoffentlich ist das Ding geladen, und zündet bei allen, die es in die Hände bekommen!“

„Solen Sie es sich selbst, ich habe keine Zeit — der Herr erwartet das Frühstück,“ erwiderte Johann, so eilig die Flucht ergreifend, daß die Goldköpfe aneinander klapperten.

„Zum Henker, der Kerl ist närrisch! Aber was bleibt mir übrig, ich muß dennoch seinem Rathe folgen. Nun — der Herr frühstückt Champagner, die Dame ist ausgegangen, und Gretchen —? Nun — sie wird vielleicht hoffentlich allein im Zimmer sein.“

Während dieses Selbstgesprächs hatte der Eindringling wirklich die Thür ein wenig geöffnet. Das Zimmer war leer.

Ein kurzer Entschluß, und Assessor Winter war eingetreten. O, Entzücken, dort auf dem Sopha lag ausgebreitet der ersuchte Schlafrod.

Ein kühner Griff in die linke Tasche und — das Manuskript war in seinen Händen.

„Gottlob,“ dachte der junge Mann erleichtert, „ich kann nun Madame Rieffe morgen wenigstens die Hälfte der Rechnung bezahlen!“

Erst jetzt wagte er es, sich ein wenig im Heiligthum der Geliebten umzusehen. Richtig, dort stand ihr perlmuttverzierter Arbeitskästchen, daneben die Scheere, der kleine Fingerhut und vor dem Tabouret das sammtene Fußstüßchen mit den Einbrüden ihrer kleinen Füße — mit einem Gefühl schwärmerischer Zärtlichkeit überlickte der Assessor das ganze Bild. Dann wandte er sich noch einmal nach dem Schlafrod um, um auch die beiden andern Schriftstücke zurückzunehmen. Da — stand Gretchen plötzlich vor ihm. Sie war so eben leise eingetreten.

„Verzeihen Sie!“ begann der Assessor. „Ich, ich — er stockte.“

Gretchen war scharfsinnig genug zu ahnen, weshalb er gekommen war. „Sie — wollen etwas zurückhaben, mein Herr, nicht wahr?“ Auch Gretchen stockte.

Sie sahen einander einige Sekunden wortlos an.

„Ich fand es zufällig, und es ist noch in — meinem Besitz.“ Abermals stockte sie hocherröthend.

Der Assessor zweifelte nicht, daß es die liebeserklärenden Primanerverse seien, die sie meinte. In Wahrheit, sie waren schnell und wider seinen Willen an ihre Adresse gelangt!

„Sie haben Recht, auch sie suchte ich — wenn auch erst in zweiter Reihe —“

„So war es die — Wirthsrechnung?“ fragte Gretchen zögernd und mit verhaltenen Thränen.

„Auch sie nicht!“ stotterte Assessor Winter hoch erschrocken — verdammt, auch sie ist gefunden!“

„Nun, was war es denn?“ fragte Gretchen weiter.

„Ich — habe es bereits gefunden!“ antwortete Assessor Winter, nicht weiter auf die Sache eingehend, denn seine Blicke hingen mit Spannung an Gretchens Blännglein, in denen so eben wieder zwei Thränen zitterten. Sie wischte sie mit dem Tuche hinweg, aber sie quollen stärker von neuem hervor. Seit sie in Berlin war, hatte sie schon mehr und schmerzlicher geweint als daheim in Jähren.

„Sie — weinen, theures Fräulein? Hat Sie mein unglückliches Opus beleidigt?“ fragte der Assessor.

„Ach — nein!“

„Sie wissen, wie es mit mir steht,“ senzte der Assessor.

„Ja, ich weiß, wie es um uns beide steht!“ erwiderte Gretchen mit jener naiven unschuldsvollen Aufrichtigkeit, mit der eben nur die erste Liebeserklärung beantwortet wird, vorausgesetzt, daß eben ein starkes Gefühl die Antwort diktiert.

„Gretchen!“ rief der Assessor laut und wollte in hellen Jubel ausbrechen, aber der traurige Ausdruck in Gretchens Mienen, dämpfte unwillkürlich sein Entzücken und ließ trotz

des rückhaltlosen Bekenntnisses ihrer Liebe die Glut seiner Empfindung nicht freudig auflösen.

„Daran ist nur die fatale Wirthsrechnung schuld,“ kalkulierte er ziemlich richtig, „mein Lebensschifflein segelte lustig im Strome dahin — da wirft es ein Windstoß zurück, hoffentlich nicht auf eine Sandbank!“

„Ich wollte, ich wäre in Hinterhausen,“ sagte die Kleine jetzt, wahrscheinlich um nur etwas zu sagen und der bedrückenden verlegenen Pause ein Ende zu machen.

„Ich auch,“ wiederholte Assessor Winter unerwarteterweise wie ein Echo. Gretchen sah verwundert auf.

„Selbstverständlich mit Ihnen zusammen, ohne Sie ist mir Hinterhausen der Nordpol!“ fuhr der junge Mann weiter fort — „dennoch werde ich schon morgen dahin abreisen müssen!“

„Sie, nach Hinterhausen?“ Gretchen glaubte ihren Ohren nicht zu trauen.

„Ja, mein Fräulein, denn schon übermorgen ist meine Einführung beim Kreisgericht in M.“

„Sie — sind?“

„Der neue Kreisrichter!“

Gretchen war wie aus den Wolken gefallen, nein, sie schien sich vielmehr über die Wolken hinaus ein gutes Stück in den blauen Himmel hineingehoben. Da, o Grausen, kam ihr wieder der Gedanke an die Wirthsrechnung mit dem zerstückelten Spiegel, an Mamas schroffe Strenge, an Papas so seltenen, so liebevollen, aber um so eindringlicheren Ernst, an sein Verbot, nicht an ihre gestrige Bekanntschaft zu denken. Aber ich rede ja nur mit ihm, tröstete sie sich anfangs mit weiblicher Sophistik. Doch auch diese hielt nicht Stand. Ihr Unrecht kam ihr trotz aller Scheingründe zum quälendsten Bewußtsein. Nein, sie konnte ihren zärtlichen Papa nicht betreiben, ihn, der ohnehin jetzt ein so schweres Leben führte, der so gewaltjam aus seinem behaglichen Dasein herausgebrängt war, der plötzlich so klug reden sollte wie der Pastor auf der Kanzel, obgleich er keinen studirten Kopf, sondern nur das beste Herz besaß.

„Armer Papa,“ sagte sie leise wie zu sich selbst, „warum hat man Dir das angethan?“

„Hat man ihn beleidigt, ist er krank?“ fragte Assessor Winter mit rührender Theilnahme.

„O Gottlob nicht das, er ist gesund wie der Fisch im Wasser, aber —“

„Nun?“

„Man zwingt ihn eine Rede zu halten!“

„Im Abgeordnetenhanse?“

„Ja!“

„Und wer thut es?“

„Seine Wähler! Er hat ihnen vor seiner Wahl versprochen müssen, eine Rede zu halten, damit es im Hinterhausener Wochenblatte zu lesen sei.“

„Hahaha! Und er ist auf diese Bedingung eingegangen?“

„Leider ja!“

„Und wann wird er reden?“

„Noch heute!“

„Also zu den Finanzvorlagen? Wie schade, daß ich nicht an seiner Stelle bin, ich habe mich gerade mit diesem Zweige der Staatswissenschaften ein wenig beschäftigt.“

„O, ich hätte nichts dagegen, wenn Sie seinen Platz ausfüllten.“

„Aber sagen Sie mir, liebes Fräulein, wie ist Ihr Papa bei seiner Sinnesart dazu gekommen, den schlüpfrigen Pfad eines „redenden“ Abgeordneten zu betreten?“

„Ach, das ist eine närrische Geschichte! Der frühere Kreisrichter, Ihr Vorgänger, hatte vor seiner Versetzung sein Mandat niedergelegt, und dies gab Mama zuerst den Gedanken ein, Papa an seinen Platz zu wünschen. Denn Mama ist erichredlich klug und steckt immer voll hochliegender Pläne. Doch gelang es ihr nicht, ihre Absicht durchzusetzen; Papa war nicht so leicht von seinem ruhigen Wege abzubringen. Aber er hatte einen bösen Nachbar, einen Gutsbesitzer, der ihn einmal wegen Jagdfrevels zur Anzeige gebracht. Seit dieser Zeit herrschte Haß und Feindschaft zwischen Hinterhausen und Weilenbed;

selbst die Jagdhunde bissen einander. Der böse Nachbar kam selbst auf den Gedanken, sich wählen zu lassen, und begann ringsum Stimmen zu werben. Dies benutzte Mama klug, um Papas Verdruß von neuem anzufachen und seine Eifersucht zu reizen. Um dem Feinde nicht den Triumph der Wahl zu gönnen, ward er sein Nebenbühler. Ein Wahlkomitee nahm seine Wahl in die Hand und verstand sie leider durchzusetzen, gegen die Zusicherung einer Rede, welche fett gedruckt im hinterhaufener Wochenblatt zu lesen sein sollte. So kann man ins Unglück gerathen," setzte Gretchen mit verzweifelnder Miene hinzu.

"Hahaha! Entschuldigen Sie, theures Gretchen, wenn ich über die amüsante Vorgeschichte seiner Wahl ein wenig lache," sagte der Professor.

"Es ist nicht hübsch von Ihnen, zu scherzen, wenn ich traurig bin."

"Wahrlich, Sie haben Recht — Verzeihung! Ach, wenn ich Ihnen helfen könnte! Wie gern! Ihnen und ihm! Halt, wahrhaftig, mir kommt plötzlich ein glücklicher Gedanke —"

"Wie so?"

"Wahrhaftig, es ginge — vielleicht! Der Gedanke ist etwas sonderbar, aber neuartig, aber lustig und gutgemeint! Sie, mein Fräulein, mögen entscheiden, ob er durchzuführen ist?"

"Ich verstehe Sie nicht!"

"Diese wenigen Blätter, welche ich hier zwischen meinen Fingern halte," fuhr der Professor, auf die Manuskriptrolle deutend, fort, "sind augenblicklich mein Schatz, die Saat einer gehofften Ernte. Ich opfere sie freudig auf dem Altare der Liebe!"

"Bitte, erklären Sie sich näher!"

"Ich glaube, ich sagte Ihnen bereits, daß ich mich ein wenig mit Finanzwirtschaft beschäftigt habe, bitte aber wohl zu verstehen, durchaus nicht mit meiner eigenen! Die Gedanken und Anschauungen, zu denen ich nach ziemlich gründlichen Studien gelangt bin, sie sind in diesen wenigen Blättern niedergelegt. Diese sind nächst Ihrer Liebe, theures Gretchen, mein kostbarster Besitz. Die Arbeit macht keinen Anspruch darauf, den Stein der Weisen gefunden zu haben; aber sie genügt vielleicht für die Zwecke einer Rede über den fraglichen Gegenstand."

"Nach wird mir Ihr Plan nicht vollständig klar, aber eins erkenne ich dankbar: daß Sie uns helfen möchten und vielleicht helfen können," erwiderte Gretchen, indem sie dem Professor freudig und zutraulich die Hand reichte. Ihr ganzes Wesen leuchtete wie verklärt, die Zurückhaltung, zu welcher sie sich selbst aus Rücksicht auf Papas Verbot gezwungen, war dahin — die warme junge Freude ihres Herzens strahlte aus ihrem ganzen Sein hervor.

"Sagen Sie, theures Gretchen, auf welche Weise diese Blätter in die Hände Ihres Vaters gelangen können," fragte jetzt der junge Mann, indem er mit Wonne die Veränderung ihres Wesens bemerkte. "Machen Sie, ich bitte!"

"O, ich meine, es wird nicht schwer sein — irgend ein Weg wird sich finden lassen! Vielleicht wäre es am besten mit den Klustern geschehen —"

"Ich muß es Ihnen überlassen, ein Mittel zu finden."

"Wahrhaftig, ich höre ihn drinnen im Zimmer in unbehaglicher Stimmung auf und ab gehen, der arme Papa! Jetzt — es ist kein Zweifel, er wendet sich dem Salon zu, er kommt! Halt, jetzt habe ich einen Gedanken!"

Gretchen war bei diesen Worten in unwillkürlicher Bewegung an das Sopha herangetreten, auf welchem der Schlafrock ausgebreitet lag. Sie trug das verhängnißvolle Kleidungsstück auf den leer gelassenen Platz des Geburtstagsstüchtes in nächste Nachbarschaft des Caviarsäckchens und legte es sorgfältig dajelbst nieder.

Der Professor hatte sie schnell verstanden. Er reichte ihr die Papierrolle, sie verlenkte dieselbe in Eile wieder in die linke Tasche des Geburtstagsgeschenkens. Sie ruhte wohlgeborgen an ihrem alten Plätzchen und schaute nur spannungsvoll oben neugierig daraus hervor.

Dann traten die beiden lachend zur Seite wie zwei glückliche Kinder, denen es gelungen ist, einen lustigen Streich auszuführen. Der chinesische Dfenschirm, welcher vor dem Marmorkamin stand, mußte sie verbergen.

\* \* \*

Ernst und tief in Gedanken versunken, als sei er bemüht, den Stein der Weisen zu finden, trat Herr von Stolz jetzt in die Thüre. Die Welt um ihn her war vergessen, er schritt einher wie ein Schlafwandelnder.

"Der Champagner ist matt trotz des Eises — er gibt weder Inspiration noch Courage," jagte er klanglos. "Und doch, unwiderruflich, unerbittlich, fünf, nein zehn Minuten lang muß ich reden — mehr ist von einem Christenmenschen nicht zu verlangen! Das gibt fett gedruckt ungefähr drei Spalten im Wochenblatt. Und zwar über einen Gegenstand, über den bereits drei bis vier Vorgänger gesprochen, den sie gedreht und gewendet wie ein Paar getragene Pantalons, die einen verborgenen Riß haben! „Sie wollen auch noch reden?“ fragte man mich gestern im Lesekabinett — da floß mir die Galle über! Herr, denken Sie vielleicht, daß ich Ihretwegen rede? fuhr ich den Insolenten an. Ich rede nur, damit mich meine Wähler gedruckt lesen! Das heißt notabene, wenn es überhaupt geht! Aber ich bin ein Mensch, den man grausam ins Wasser geworfen, ohne daß er schwimmen gelernt hat. Und heute ist mein Geburtstag, dort steht der Tisch mit dem Caviarsäckchen, mit dem mich meine Frau vernünftigerweise bedachte. Und daneben liegt Gretchens Schweizerlandschaft und der gestifte Stiefelknecht. Doch was seh' ich dort? Wahrhaftig, der neue Schlafrock, den mir meine Frau gestern ausgeplaudert und mit dem sie mich heute zu überraschen gedenkt. Aber was sieht denn da hervor wie ein Meilenzeiger? Ein Papier, vermuthlich eine Zeitung? Nein, es sind geschriebene Blätter."

"Bravo, das Mänslein riecht den Speck!" flüsterete der Professor hinter dem Dfenschirm, indem er sich lustig die Hände rieb. "Ob es wirklich in die Halle geht?"

"Wahrhaftig, es scheint ein Manuskript zu sein," fuhr Herr von Stolz fort, indem er die Rolle von links und rechts besah. Sonderbar! Wie kommt es in den Geburtstagschlafrock? Und was enthält es? Wie lautet die Aufschrift? Herr meines Lebens, sie lautet: „Zur Finanzfrage. Es ist eine Rede! Wahrhaftig, das nenne ich ein Geburtstagsgeschenk!"

Herr von Stolz sank auf den danebenstehenden Sessel nieder, rollte die feinen Blätter auseinander und las und las —

Plötzlich erhob er sich und ging in sein Zimmer. Die geschriebenen Blätter nahm er mit.

Die beiden verliebten Kinder hinter dem Dfenschirm aber jubelten laut, ja der Professor schüttelte sich in herzhaftem Lachen, so daß der chinesische Dfenschirm mit der glodenbehangenen Pagode echt chinesisch hin und her wackelte. Eine halbe Stunde später fuhr Herr von Stolz nach dem Abgeordnetenhanse.

## V.

Aberthalb Stunden später war Johann im Salon damit beschäftigt, den Mittagstisch zu decken. Frau von Stolz hatte erklärt, das Geburtstagsdiner nicht an der Table d'hôte einzunehmen zu wollen, und hatte einige sich augenblicklich in Berlin aufhaltende Bekannte zu sich eingeladen.

Gretchen war allein auf ihrem Zimmer. Visette hatte verschiedene Verjüde gemacht, ihr gnädiges Fräulein an die Dinertafel zu erinnern, aber Gretchen hatte der Jose und der Robe nur wenig Beachtung geschenkt. Ihr junges Herz klopfte laut in eitel Lust und Freude, so daß sie die Hände gegen die Brust presste, wie um sein Springen zu verhüten. Professor Winter hatte ihr beim Abschiede gesagt, daß sie trotz aller Wirthsrechnungen der Welt unzweifelhaft die seinige werden solle und müsse. Die Finanzfrage werde hoffentlich ihrem zärtlichen Papa einen kleinen Redetriumph, ihm selbst aber einen großen Liebestriumph eintragen. Und Gretchen hatte ihrem klugen und geschickten Liebhaber selbstverständlich geglaubt. Mechanisch ließ sie sich endlich von Visette ankleiden.

Gegen drei Uhr nachmittags fuhr Herr von Stolps Wagen am Kaiserhofe vor.

Um vier Uhr waren die Mittagsgäste eingeladen.

Johann, welcher seine Herrschaft unten erwartete, hob die gnädige Frau heraus. Es war dies sonst ein saures Stücklein

nicht süßen. Denn die Verwirklichung des kühnen Planes, der Frau von Stolps hochfliegende Gedanken seit Wochen beschäftigte, das große umgestaltende Ereigniß — es war heute geschehen! Ihr Gatte hatte geredet, der erste Schritt zur großen Zukunft war gethan. Neben ihm bewunderte sie pflichtschuldigst



Der erste Verlust.

Originalzeichnung von B. Simmler.

Arbeit. Heute aber fand er, daß die Bewegungen der Gnädigen so leicht und schwunghaft waren, als ob sie keine große Dame, sondern ein blutjunges Fräulein sei — doch nur einen Augenblick! Als er die Treppe hinter ihr hinaufschritt, erschien sie ihm plötzlich noch um einen Zoll gewachsen zu sein.

Ehrentretend öffnete er den Salon und ließ die Herrschaft eintreten. Ein Blick der gnädigen Frau wies ihn selbst zurück, seine profane Gegenwart sollte die Weihe der nächsten Stunde

sich selbst. Wie klug hatte sie den sanften gleichmüthigen Gault zu spornen verstanden, bis er Reiterstücklein zu machen begann wie ein Kunstpferd. Ja, ja, es war geschehen!

Herr von Stolz hatte nicht fünf, nicht zehn, nein fünf- unddreißig Minuten vor den versammelten Vertretern des Volks geredet: das gab schlecht gerechnet im Hinterhausener Wochenblatte fett gedruckt gewiß einen halben Bogen voll. Und er hatte wirklich gut geredet.

Die Unaufmerksamkeit des hohen Hauses, die schon in bedeutlicher Weise Platz gegriffen gehabt, als er nach fünf Vorgängern das Wort ergriffen, hatte sich bereits in den ersten Minuten wieder verloren, und die Landboten, die nicht bereits nach Hause gegangen, waren größtentheils aus dem Restaurationslokale und dem Leselabine zurückgekehrt, so daß Herr von Stolp wirklich nicht nur zu den Stenographen und dem Publikum geredet hatte. Und das alles fünfunddreißig Minuten lang; Frau von Stolp hatte genau nach der Uhr gesehen.

„O, Adolph!“ rief die glückliche Gattin. „O, Adolph!“ Sie stotte.

„Liebes München?“

„Du hast —“

„Was, liebes Kind?“

„Vorzüglich gesprochen!“

„Wirklich?“

„Hast Du die Ausrufe des Erstaunens nicht gehört? Die „Ohs“, die „Ahs“, das „Nichtig“, das „Bravo“?“

Herr von Stolp erinnerte sich in seiner Bescheidenheit nicht, diese Laute gehört zu haben.

„O, es ist begreiflich — meine Blicke hingen an Deiner Person, und ich sah mit Bewunderung und Genugthuung, wie Dich Dein Gegenstand ganz hingenommen hatte. Du erscheinst mir imponierend, riesengroß! Ja, ja, der Dichter — wer war es doch gleich? Schiller, nein, Matthiffon hat recht: es bildet ein Talent sich in der Stille; auch mit dem Deinen ist es also geschehen! Dennoch, lieber Adolph, ich anerkenne es freudig: dies habe selbst ich nicht erwartet!“

„Ich auch nicht, München.“

„Das macht Deine Zurückhaltung, Deine Bescheidenheit. Sicher ist sie ein Vorzug, aber sie darf wie jede gute Eigenschaft nicht übertrieben werden, sonst wird sie zum Fehler. — Wie sagt der Dichter? War es Schiller oder Matthiffon? Er sagt: „Nur Lumpen sind bescheiden.“

„Ich glaube, Goethe war es, liebes München.“

„Du hast recht wie immer. Bedenke einmal, wie viel schöne Zeit Du ungenützt hast verstreichen lassen —“

„Ungenützt? Du übertreibst, Kind. Bin ich nicht Kirchengpatron, Mitglied des Jagdclubs, Rechnungsführer des landwirtschaftlichen Vereins, Vorstehender zur Besserung der Wegebauten, Sekretär des Vereins für Rindviehzucht?“

„Das ist wahr — aber ist das ein Wirkungskreis für Deine Talente? O, Du hättest Dich selbst auf der Tribüne sehen müssen, groß, mächtig, imponierend! Es ist kein Zweifel, Du bist zum Redner und Staatsmann geboren!“

„Meinst Du, liebes München?“

„Aber kein Tag darf jetzt mehr ungenützt verstreichen,“ fuhr Frau von Stolp eindringlich fort. „Man muß das Eisen schmieden, so lange es glüht! Du mußt schon morgen Schritte thun, um ganz in die staatsmännische Laufbahn einzutreten.“

„Meinst Du in der That?“

„Sicher! Auch kann Dir dies nach dem heutigen Triumph nicht schwer fallen; wer im Kohre sitzt, hat leicht Pfeifen schneiden. Wie sich die Kollegen und Bekannten beim Schlusse der Sitzung an Dich herandrängten, um Dich zu beglückwünschen. Es ist spottenklar, man ahnt bereits in Dir den künftigen einflußreichen Staatsmann.“

„Allerdings,“ fuhr Frau von Stolp nach einer Pause fort, „ist die Laufbahn eines Staatsmannes mit mancherlei Unbequemlichkeiten verknüpft. Visiten empfangen, Gesellschaften um sich versammeln, Orden und Dekorationen annehmen; aber sei unbesorgt, lieber Adolph; das alles lernt sich! Schiller, nein, Matthiffon nennt die Gewohnheit die Amme des Kindes!“

„Ich glaube, des Menschen wolltest Du sagen, liebes München!“

„Einerlei! Und auch Du wirst es lernen, und ich werde Dir mit allen Kräften beistehen. Auch behältst Du ja Hinterhausen, Dein Lustkulum, wie Bismard sein Parzin!“

Herr von Stolp nickte mit dem Kopfe. „Das behalte ich, Gott sei Dank!“ sagte er schmunzelnd.

„Es wird gut sein, wenn Du Dich eine Zeit lang der diplomatischen Carriere zuwendest, wie er es auch gethan hat,“

fuhr Frau von Stolp fort, „einige Jahre im Auslande können nicht schaden. Wirst Du London, Paris oder St. Petersburg zum Aufenthalt wählen, lieber Adolph?“

Ehe Herr von Stolp antworten konnte, trat Johann mit einer Karte in den Salon und reichte sie seinem Herrn.

„Kreisrichter Winter,“ las dieser laut, „wer ist das?“

In diesem Augenblicke schwebte Gretchen trotz der rauschenden Seidenrobe leicht wie eine Gese ins Zimmer. Schnell hatte sie Mamas noch selbstbewußteres Auftreten bemerkt, und Pappas noch heiteren Gesichtsausdruck wahrgenommen. Ihr glücklich liebendes Herz gab ihr den Kommentar dazu.

„Papa hat Erfolg gehabt mit seiner Rede!“ dachte sie bei sich selbst, indem sie an das Geburtstags- und Glückwünschen herantrat und neugierig auf die Karte schaute, die Herr von Stolp noch immer überlegend in der Hand hielt.

„Kreisrichter Winter,“ las sie hocherfreut. „Papa, das ist ja der liebenswürdige Herr, der gestern Abend so herzlich mit Dir zu plaudern verstand,“ fuhr sie schmeichelnd fort.

„Das ist ja der saubere Patron, der Rechnungen über zer Schlagene Spiegel empfängt!“ fiel Frau von Stolp rasch ein. „Wird nicht ungenommen, Johann!“

„O, nimm ihn an, er kommt vielleicht, Dich zum Geburtstags- tage zu beglückwünschen,“ bat Gretchen mit neuer Lieblichkeit.

„Ungerathenes Kind, bist Du noch immer nicht von Deiner Verirrung geheilt?“ erwiderte Frau von Stolp strafend. „Der Herr ist nicht zu Hause, Johann, hörst Du?“

„Ja, ich bin nicht zu Hause!“ wiederholte Herr von Stolp mit einem scheuen Seitenblick auf seine Frau.

Johann ging, die Botchaft zu überbringen, kehrte jedoch sogleich wieder zurück. „Der Herr läßt sich nicht abweisen,“ sagte er, „er verlangt den Herrn in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen.“

„Unverschämte!“ rief Frau von Stolp. Plötzlich hielt sie inne. „Er kommt vermuthlich als Bittsteller, und will sich Deiner Protektion empfehlen, lieber Adolph,“ sagte sie milder gestimmt. „Und er ist der erste Bittsteller — ich will es Dir überlassen, ihn zu empfangen — die Mühen und Beschwerlichkeiten Deiner neuen Laufbahn beginnen allerdings zeitig genug.“

„Er soll sogleich kommen, Johann,“ schnitt Gretchen alle weiteren Reflexionen Mamas kurz ab.

Es bedurfte kaum der Aufforderung, denn der Kreisrichter stand bereits hochaußerachtet in der Thür. Mit seinem Anstande näherte er sich der Gruppe, aber seine Haltung trug nichts an sich von der Demuth eines Bittenden.

„Ich habe die Ehre, mit Herrn von Stolp zu sprechen,“ sagte er, sich verneigend.

Der Angeredete machte eine stumme Verbeugung.

„Unsere gestern angeknüpfte Bekanntschaft erhält heute eine eigenthümliche Fortsetzung, mein Herr,“ fuhr Kreisrichter Winter etwas gemessen fort.

„Ich verstehe Sie nicht,“ erwiderte Herr von Stolp.

„Wir bitten zur Sache zu kommen, die Zeit eines Staatsmannes ist kostbar,“ fiel Frau von Stolp kurz ein.

„Nur um zwei Minuten muß ich bitten. Ich hatte das Vergnügen, Ihrer Frau Gemahlin heute morgen ein Kleidungsstück, einen Schlafrock zu überlassen, den ich selbst nach ihr in einem Magazin erstanden und bereits einige Stunden getragen hatte. Wie mir Ihr Diener verrieth, war der Schlafrock zu einem Geschenk für Sie, mein Herr, bestimmt. Ich vergaß, den Taschen desselben ein wichtiges Papier zu entnehmen, das ich selbst für kurze Zeit dort aufbewahrt —“

„Ja, eine Wirthsrechnung über einen zer Schlagene Spiegel,“ sagte Frau von Stolp verächtlich.

„Ganz recht, meine Gnädige, aber er enthielt auch noch ein anderes Papier, einen Schatz — wenigstens für mich. Aber dies alles ist es nicht, worauf es augenblicklich ankommt. Die Tasche besagten Kleidungsstückes enthielt zu gleicher Zeit ein Manuscript.“

„Was?“ frug Frau von Stolp höchlich verwundert, „ein Manuscript?“

„Ganz recht, das Manuscript meiner Rede, liebes München, entfinne Dich!“ sagte Herr von Stolp.

„Ja, gnädige Frau, ich kann es bezwingen — der Herr kam selbst, das Ding wiederzuholen, ehe es lösting und Unheil anrichtete,“ erläuterte Johann, „denn es war geladen.“

Frau von Stolp blühte verwundert von einem zu dem anderen.

„Das fragliche Manuscript sollte mir heißen, meine Zukunft zu begründen, und war mir ein kostbarer Besig. Der Verleger erwartete es stündlich,“ erklärte Professor Winter weiter. „Da führt mich ein Zufall ins Abgeordnetenhaus. Ein neuer Redner hatte so eben die Tribüne bestiegen — Sie, mein Herr! Ihre Lippen verkündeten laut Silbe um Silbe meine Gedanken, Anschauungen und Vorschläge, zu welchen letzteren ich selbst nur nach den gründlichsten Studien gelangt war: mit einem Wort, mein ganzes mühsames Werk, auf das ich meine fernere Zukunft zu gründen gedachte! Das Manuscript des Dvns befand sich in der Tasche des Unglückslosfrosdes —“

„Was reden Sie da, mein Herr,“ fuhr Frau von Stolp in gerechter Entrüstung auf. Die Stimme stockte der Dame, sie vermochte nicht weiter zu reden.

„Schauſſire Dich doch nicht so, liebes Mündchen,“ nahm Herr von Stolp jetzt unbefangen und mit freundlichem Gleichmuth das Wort. „Zwar verstehe ich noch nicht ganz den Zusammenhang der Sache, aber der Herr hat ja eigentlich ganz recht — ich habe die Rede ja in der That dem scherzhaften Orte entnommen, wofelbst Du schlauer Weise sie niedergelegt. Du warst pſſig genug zu wissen, daß sie mir das angenehmste Geburtstagsgeschenk war. Die Papiervolle schaute aus der Tasche hervor wie ein Meilenzeiger, und wies mir in Wahrheit aus der Verlegenheit den Weg, in die ich mich meinen Wählern gegenüber verwickelt —“

„Du Unglücksmann!“ war alles, was Frau von Stolps bebende Lippen hervorstießen.

Da platzte zu rechter Zeit Gretchen dazwischen. „Weißt Du, Papa,“ rief sie, „daß Herr Professor Winter der neue Kreisrichter von Hinterhausen ist, und daß er schon morgen nach unserer Heimat abreisen wird?“

Herr von Stolp blickte voll Verwunderung auf seine Tochter.

„Und daß, daß ich gern mit ihm nach — Hause ginge,“ setzte Gretchen schüchtern hinzu.

„Ach auch!“ pläzte Herr von Stolp jetzt heraus, „der Teufel hat mich geritten, als ich Hinterhausen verließ. In der nächsten Woche ist wieder Treibjagd.“

„Nun, so laß uns doch mit ihm gehen, um ihm als alte Bekannte in der neuen Heimat Gesellschaft zu leisten,“ brachte Gretchen in Vorschlag. „In der nächsten Woche ist wieder Treibjagd.“

„Es geht nicht, Kind, mein unglückliches Mandat —“

„Dein Mandat — Unſinn,“ meinte Gretchen, „Du legst es nieder — der Bürgermeister und der Rathsapotheker eisen wieder bei uns zu Mittag, und Mama läßt die Köchin dabei wirthschaften, als ob's Erntebrot sei — für Deinen Nachfolger und — Schwiegerjohn!“

Unwillkürlich, unbewußt hatten sich die beiden jungen Leute einander genähert, und standen neben einander wie das erste gotterſchaffene Menſchenpaar! Jetzt, ja jetzt zog Professor Winter seine Eva sogar an sich.

„Das wäre eine Gemüththuung, mit der ich mich vollkommen einverstanden erkläre,“ sagte der Professor, indem er Gretchens Arm durch den seinen zog. „Ihr Schwiegerjohn sogleich — Ihr Nachfolger später!“

Herr von Stolp beſann ſich ein Weilchen. „Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, den vermaledeiten Weilenbeder zum nächsten Abgeordneten vorzuschlagen, mit der Verpflichtung, eine Rede zu halten. Ich hätte ihm gern etwas eingebracht, weil er mich einst wegen Jagdfreiwets denunziert. Und ich war ſicher, meine Abſicht durchzuführen, inſeſſen — wie aber ſteht's mit meiner Rede?“

„Sie kommt fettgedruckt ins Hinterhausener Wochenblatt, und gibt ſicher einen halben Bogen voll,“ erklärte der Professor bereitwillig.

„Topp!“ sagte Herr von Stolp — da fiel sein Blick auf seine Gattin! Sie stand nicht mehr hochaufgerichtet; stumm, überwältigt war sie in einen Sessel niedergelunken. „Es ist anders gekommen, als Du, als wir gedacht, liebes Mündchen — Helminchen, wollt' ich sagen.“

„Laß mich, Unglücksmann!“ höhnte die Dame leiſe.

Da trat der Professor herzu. „Wann werden Sie die Ausſtattung in Angriff nehmen, Mama?“ fragte er. „Spigen, Leinen, Silber — es wird viel für Sie zu thun geben! In Wahrheit, Ihre ungerathenen Kinder werden Ihnen viel Sorgen und Mühen machen,“ setzte er theilnehmend hinzu, indem er der Dame die Hand küßte.

Die cavaliermäßige Huldigung, die Ausſicht auf ein neues glänzendes Feld der Thätigkeit ſchien Frau von Stolp in der That etwas zu verſöhnen. Sie ſah ſich plötzlich im Geiſte zwischen Bergen von Spigen, ſeinen Negligés und Bräſſeler Kanten, und tauchte unter in ein Meer blütenweißen Leinens. Ihr Genius fand auch hier den rechten Weg. Nun reichte ſie dem Schwiegerjohn die Hand zu neuem ehrfürchtvollen Kuße, während ſich Gretchen tröstend und liebſofend an ſie herandrängte.

„Es ist anders gekommen!“ wiederholte Herr von Stolp noch einmal, „anders, als wir gedacht, Helminchen. Aber was thut's? In nächster Woche ist Treibjagd! Willkommen, mein freies fideles Hinterhausen!“

## Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850.

Nachdruck verboten.  
Gef. v. II. / VI. 70.

### XI.

Für den tiefer dringenden Blick war schon damals unſchwer zu erkennen, daß in Frankreich eine monarchiſche Reſtauration in der Vorbereitung begriffen ſei, wenngleich die eigentlichen Kaiſeurs zu jener Zeit wohl an Bourbonismus und Orleansismus, aber auch nicht entfernt an eine Reſtauration des Bonapartismus dachten. Deſgleichen gewann man aus dem Verlaufe der Junilſchlacht aller Orten die Ueberzeugung, daß auch der gefährlichſte Auſtand einer richtig geführten Armee nicht gemachten ſei, ſobald nur der oberſte Befehlshaber im entſcheidenden Augenblick Muth und feſten Willen bewahre. Außerdem lernte man, daß die beſigende Klaſſe allen Geſchmack an den revolutionären Bewegungen verliert, ſobald dadurch nicht bloß die Kronen, ſondern auch die Geldbeutel gefährdet werden, und daß daher die geſteigerte Agitation die Sympathien des Bürgerthums je länger deſto mehr den etablirten Gewalten wieder zuführen mußte.

Auf der anderen Seite freilich hatten auch die Führer der demokratiſchen Bewegung in Deutschland ſich der Erkenntniß nicht verſchloſſen, daß in dem gegebenen Augenblicke jede

ſoziale Färbung ihrer Aktion möglichſt zu vermeiden ſei, und daß ſie deſhalb mit um ſo mehr Energie die politiſchen Poſtulate und die Schwächung der beſtehenden Regierungsgewalten in den Vordergrund ſtellen mußten.

In der preußiſchen Nationalverſammlung war deſhalb auch das Hauptſtreben darauf gerichtet, das preußiſche Königthum, wenn auch nicht dem Namen, ſo doch dem Weſen nach aus der Verfaſſung zu beſeitigen, den preußiſchen Abel zu nullifiziren, die Armee zu demüthigen und durch Verebidigung auf die Verfaſſung in ihrem Pflichtgefühl zu verwirren, in der Bürgerwehr ein für ihre Zwecke brauchbares Organ zu ſchaffen, auch dem ſozialen Gedanken wenigſtens in ſoweit Eingang zu verſchaffen, als dies — wie mit dem Jagdgeſetze und der Beſeitigung feudaler Einrichtungen und Laſten — unter Zuſtimmung des ihnen noch unentbehrlichen „liberalen Bürgers“ geſchehen konnte.

In dieſer Zeit beginnt denn auch in Berlin eine ſehr rührige und weitverbreitete Vereins- und Preſthätigkeit, verbunden mit den Anfängen einer Terroriſirung der gemäßigten Mitglieder der Nationalverſammlung durch die mit den demokratiſchen Volksmaſſen in Verbindung ſtehenden Führer der

Linken. Zugleich wechselten nunmehr die Ministerien in schneller Aufeinanderfolge: Camphausen, Hansemann, Auerwald, Puel, deren Mitglieder sich theilweise den Freundschaftsver Versicherungen des souveränen Volkes mittelst politischer Abschiedes durch die Hintertür entzogen, und von denen namentlich das Ministerium des Generals von Puel, welcher als bewährter Kriegsmann auf den Kampfplatz berufen war, in der Theelasse des Herrn Jung\*) ein nicht gerade rühmliches Ende fand. Politisch interessant war dabei vor allen Dingen die Wahrnehmung, daß die Ministerien in dem Maße kraft- und thatloser wurden, als darin früher gefeierte bürokratische Größen (wie von Patow, von Bonin u. a.) eine Stelle fanden und zwar, wie ich zur Ehre dieser Männer annehme, nicht weil es ihnen an persönlichem Muth oder an Treue gegen die Krone fehlte, als vielmehr, weil sich in ihrem bürokratischen Existenz keine Instruktion fand, wie man mit revolutionären Versammlungen und aufrührerischen Volkshaufen umzugehen habe, und sie es daher vorzogen, lieber nichts zu thun, als einen Verstoß gegen die Geschäftsordnung zu begehen.

Ob die Bureaucratie heute wesentlich besser ist? Die Erfahrung wird es lehren. Jedenfalls war damals das Subaltern- und Exekutivbeamtenthum in der Mehrzahl zuverlässig, da in demselben die alten militärischen Traditionen noch so stark waren, daß es beispielsweise in der Nacht vom zweiten zum dritten August des Jahres 1848 gelang, die auf Friedrich Wilhelm bezüglichen Denkmäler, sowie die Statuen der Generale aus dem siebenjährigen und dem Befreiungskrieg, unter Beihilfe der Exekutivbeamten mit einem Festschmuck zu versehen, der am Morgen des dritten August Berlin in Erfassung versetzte. Wie bekannt, wollen heute viele eine wesentliche Umstimmung in diesen Kreisen und zwar zu Gunsten der sozialdemokratischen Bestrebungen wahrgenommen haben.

Auf dem Gebiete der Vereinsthätigkeit war es das sogenannte „Zwischenparlament“, welches damals einiges Aufsehen erregte und welchem auch ich näher gestanden habe. In das Leben gerufen durch den Herrn von Bülow-Cummerow, welcher in der vormärzlichen Zeit durch seine beharrlichen Kämpfe mit der preussischen Bureaucratie einen gewissen liberalen Nimbus erworben hatte und welcher dabei ein feiner, gewandter und in finanziellen Fragen wohlunterrichteter Mann war, verfolgte dieser Verein zunächst das Ziel, den durch die Märzbewegung desorientirten und auseinander gesprengten Grundbesitzerstand durch Darlegung und Vertretung seiner eigenthümlichen Aufgaben und Interessen zu railliren und damit eine den demokratischen Bestrebungen gegenüber widerstandsfähige Macht zu schaffen. Obgleich dieser Verein mit der neuen Kreuzzeitungspartei sich nicht völlig deckte und namentlich den idealen Zielen der letzteren mehr fern stand, so ließ doch die Noth der Zeit die Differenzen kaum zu Tage treten, zumal jener Verein ein eigenes Organ in der Presse nicht besaß und daher mit seiner Vertretung ebenfalls auf die Kreuzzeitung angewiesen war.

Ueberhaupt konzentrierte sich damals die Vertretung aller derjenigen Personen und politischen Fraktionen, welche sich konservativ oder royalistisch nannten, wesentlich in der Kreuzzeitung, und es ist und bleibt das große Verdienst dieses Blattes, zuerst einen Vereinigungspunkt für die *disjecta membra* des alten Preussens geschaffen und den Beweis geführt zu haben, daß Preußen auch noch von anderen Leuten als Liberalen und Demokraten bewohnt werde.

Da ich die Entwicklung jenes Blattes einigermaßen aus der Nähe beobachten konnte, so vermag ich auch aus eigener Wissenschaft zu bestätigen, daß schon das Erscheinen desselben einen großen und achtbaren Theil des preussischen Volkes wie von einem Alp befreite, und daß die ungeheuchelte Zustimmung, welche ihm aus den verschiedensten Gegenden und Kreisen entgegengebracht wurde, diejenigen, welche sich bis dahin politisch völlig vereinsamt gefühlt und in der Lage des Propheten Elias ergangen hatten, mit neuem Muth erfüllte und dadurch die späteren „rettenden Thaten“ ermöglichte.

\*) Am Abend des 31. Oktober soll Herr von Puel gezwungen gewesen sein, den Schutz des Abgeordneten Rang in Anspruch zu nehmen und bei demselben den Abend verbracht haben. D. Red.

Freilich machte sich auch in der Kreuzzeitungspartei gleich anfangs ein gewisser Gegensatz, der in derselben begriffenen verschiedenen Elemente bemerkbar, doch kam dieser Gegensatz thatsächlich so lange nicht zur Geltung, als die Partei in der Hauptsache auf die Defensiv- und Opposition angewiesen war. Es war dies der Gegensatz zwischen der absolutistisch-bürokratischen Fraktion und denjenigen Elementen, welche das Heil Preussens keineswegs in der Rückkehr zu den vormärzlichen, eben durch die Märzbewegung als in sich verkommen und völlig haltlos entfallenden Zuständen zu erblickten vermochten und deshalb eine Reformation an Haupt und Gliedern als unumgänglich nothwendig betrachteten.

Daß die damaligen Führer der Kreuzzeitungspartei der zweiten Richtung angehörten, ist bekannt, und es wird daraus auch verständlich werden, wenn demnächst in dem Fortgange der Entwicklung eine sich steigende Entfremdung unter den beiden Nüancen eintrat.

Wie die Rechte in der Kreuzzeitung, so fand die Linke ihre wesentliche Vertretung in der „Zeitungsalle“ und in der zu Köln erscheinenden „Neuen Rheinischen Zeitung“, von denen besonders die letztere eine Sprache führte, die man kaum für möglich halten würde, wenn man sie nicht schwarz auf weiß und zuletzt roth auf weiß vor sich hätte. Der König von Preußen fand darin stehend die Bezeichnung „Unterknäs“, die alten preussischen Provinzen figurirten unter dem Namen „die alten Kernwanzenlande“ und die Ankunft zweier hoher österreichischer Offiziere wurde in einem mir noch vorliegenden Blatte gemeldet mit den Worten: „Angekommen zwei alte Schwämer von Standrechtsbeistien aus Wien.“ Die profane Seele dieses Blattes war Herr Marx, die poetische leider Kreislarath.

Von den sonstigen Pressorganen, welche damals wie das Unkraut aus der Erde schossen, haben, abgesehen von den offiziellen und offiziellen Blättern, welche natürlich mit ihren Gönnern zu Grabe gingen, nur die „Nationalzeitung“, die „Arbeiterzeitung“ und von den zahlreichen Wigblättern der „Kladderadatsch“ jene Epoche zu überdauern vermocht und zwar wesentlich um deswillen, weil diese Blätter sich von Hause aus auf gewisse gesellschaftliche Schichten stützten und deshalb ihren Rückhalt nicht allein in veränderlichen politischen Prinzipien, sondern daneben auch in bestimmten, sehr konstanten sozialen Interessen suchten oder eine ganz bestimmte Art von Wig vertraten. Es gilt dies von den drei genannten Blättern gleichmäßig, da bekanntlich auch das genannte Wigblatt keineswegs so unparteiisch ist, wie es sich gern den Anschein gibt, sondern von Anbeginn eine sehr spezifische Art von Wig an den Markt gebracht und eine sehr leicht erkennbare Bevölkerungsschicht als ein *noli me tangere* behandelt hat.

## XII.

Gleichzeitig mit den Excessen in der Presse steigerten sich auch die Excesse auf der Straße, und ist es hier besonders der sogenannte Zeughaussturm hervorzuheben, welcher darauf geplant war, in Erwartung der Juniereignisse in Paris die Masse der Berliner Arbeiter mit den nöthigen Waffen auszurüsten. Zugleich ließ man die Arbeiter kleine Uebungsmärsche machen, um sie durch Zerstörung eines Ministerhotels in der Wilhelmsstraße und durch Brandschakungen einzelner Minister auf größere Thaten vorzubereiten. Ich habe damals dabei gestanden, als dreihundert sogenannte Reihberger einem der Minister einen Besuch abstatteten, und wie dieser sich der umgebenden Gäste nicht dadurch entledigte, daß er durch die in dreimal stärkerer Anzahl erschienene Bürgerwehr reinen Tisch machte, sondern unter weiteren Verapredungen für die Zukunft eine kleine Geldsumme vertheilen ließ.

Ebenso habe ich mich persönlich überzeugt, daß bei den städtischen und Staatsarbeiten nicht mehr gearbeitet, sondern einfach „Alf getrieben“ wurde. Bei den Kanalarbeiten wurde die Erde nicht in der Karre, sondern in der Wähe fortgeschafft und kein Aufseher wagte dieses Spiel ernsthaft zu stören, weil er nach oben keinen Schutz zu erwarten hatte. Nichtsdestoweniger war man verwundert, daß die Zügellosigkeit und Frech-



heit sich täglich steigerten, so daß je länger desto mehr auch die Verhandlungen der in dem Schauspielhaus tagenden Nationalversammlung unter dem Zwange der Volksmassen stattfanden.

Allerdings wurde unter dem Einbrunde der Niederlage der Pariser Arbeiter die Taktik einigermaßen geändert, doch blieb die Scenerie dieselbe. Man war seitens der Führer der Bewegung zu der Ueberzeugung gelangt, daß ihre Anstrengungen vergeblich sein würden, wenn es ihnen nicht gelänge, die preussische Armee zu forumpiren, und seitdem war ihr Hauptstreben darauf gerichtet, diese Korruption mit allen nur findbaren Mitteln in das Werk zu setzen. Zu dem Zwecke strebten die berichtigten Beschlüsse: der Armee das freie Vereins- und Versammlungsgerecht zu gewähren, das Offiziercorps zu purifiziren und dasselbe mit einem neuen Geiste zu erfüllen, und endlich der Beschluß vom 31. Oktober: die Armee in den Dienst der Revolution zu stellen; ein Beschluß, bei welchem die Volksmassen mit Stößen in den Händen mitsprachen, und bei welcher Gelegenheit die zur Sicherheit aufgepflanzte Bürgerwehr sich so furchsam und machtlos erwies, daß selbst der Ministerpräsident von Fiel, obgleich er jenem Antrage zugestimmt hatte, dennoch bei dem Messor Jung seine Sicherheit suchen mußte. Mag dies heute auch unglücklich klingen, ich habe damals mit meinen eigenen Augen gesehen, wie und von wem die Volksmassen haranguiert wurden; ich habe dabei gestanden, als die Wassermannschen Gestalten mit Fackeln in den Händen die Bürgerwehr im eigentlichen Sinne des Wortes ansrancherten, und ich habe mich selbst überzeugt, daß das Schauspielhaus einem Taubenischlage gleich, über welchem die Habichte der Demokratie sich in einem engen Kreise bewegten. Dabei muß jedoch zur Entschuldigung unserer preussischen Abgeordneten daran erinnert werden, daß die Ermordung Auerswalds und Lidnowskis zu Frankfurt a. M. wohl die Besorgniß rechtfertigte, daß auch zu Berlin einem und dem andern ein ähnliches Schicksal bereitet werden könne.

Glücklicherweise war mit diesem 31. Oktober die Geduld der Krone erschöpft und die Antwort war die Berufung des Grafen Brandenburg zur Bildung eines neuen Ministeriums.

Die Eröffnung dieser Berufung in der Sitzung vom 2. November fiel wie eine Bombe in das demokratische Lager, und ich sehe noch heute den ersten Eindruck jener Volkshast in den theils erhaunten, theils ängstlichen Gesichtern jener Versammlung. Nicht allein, daß alle bisherigen Parteibestrebungen auf eine höchst unerwartete Weise durchkreuzt waren, es waren auch, wenn nicht zerstückt, so doch in weite Ferne gerückt, die persönlichen Hoffnungen und Illusionen aller derer, welche sich nach der konstitutionellen Aneinanderordnung mit einiger Sicherheit als Pflücker des Ministeriums Fiel betrachtet hatten. Man erwartete eben in jedem Augenblicke ein Ministerium Waldeck, und einige muthwillige junge Leute hatten sich schon längere Zeit den Scherz gemacht, den Schlaf jenes Führers der demokratischen Partei wiederholt durch einen per Gyphre abgefassten blauen Brief zu unterbrechen, welcher, ausgenommen den Inhalt, den bekannten Kabinettsbriefen zum Verwechseln ähnlich sah.

Wenn man bis dahin noch einige Zweifel darüber gehabt hätte, wie kläglich es selbst um die sogenannte Rechte jener Versammlung bestellt war, so bekam man bei dieser Gelegenheit den untrüglichsten Beweis dafür in die Hand, indem noch an demselben Tage nach einem fast einstimmigen, also mit wenigen Ausnahmen auch von der Rechten gefaßten Beschlusse eine Kommission zur Abfassung und Ueberreichung einer Adresse an den König ernannt wurde. In dieser Adresse wurde unter sehr verständlicher Hinweisung auf Ludwig XVI die Zurücknahme der Berufung des Grafen Brandenburg verlangt, und ein Mitglied jener Kommission, Herr Jacoby, hatte bekanntlich die Dreistigkeit, dem Könige noch mündlich die Erläuterung zu geben, daß es das Unglück der Könige sei, die Wahrheit nicht

hören zu wollen. Nun hat es allerdings wohl Könige gegeben, welche sich der Wahrheit und selbst den mit blutiger Schrift geschriebenen Lehren der Geschichte verschlossen, doch bestand in jener Zeit das Unglück der Fürsten nicht in ihrer Schwermüdigkeit, sondern vielmehr darin, daß sie, die Gerechtigkeit ihrer Sache nicht erkennend, nicht den Muth hatten, mit dem Schwerte dafür einzustehen.

Glücklicherweise waren damals die Verhältnisse schon so weit gediehen, daß man vor einem unabweislichen „Entweder — Oder“ sich befand, und daß der politische Muth wenigstens so weit gestiegen war, um sich vor großen Worten nicht mehr zu fürchten und nöthigenfalls das Schwert in die Waagschale zu werfen. Da es an erster Stelle darauf ankam, die gemäßigten Elemente der Versammlung vor dem Terrorismus der demokratischen Volksmassen in Berlin zu befreien und die Verbindung der letzteren mit den Führern der parlamentarischen Demokratie zu durchschneiden, so erfolgte alsbald der Beschluß, die Sitzungen der preussischen Nationalversammlung nach Brandenburg zu verlegen, ein Beschluß, dem freilich nur die Minorität Folge leistete. Die Mehrzahl der Versammlung verblieb in Berlin, weil sie einmal die Befugniß der Regierung bestritt, eine derartige Translocation einseitig zu verfügen, und weil sie sich sodann nicht darüber täuschte, daß sie ohne die Unterstützung bewaffneter demokratischer Volksmassen ihre bisherigen Bestrebungen nicht fortzusetzen und ihre Endziele nicht zu erreichen vermöge.

Aus diesem Grunde stellten die Zurückbleibenden sich „unter den Schutz der Bürger Berlins“, konstituirten sich unter dem Vorsitze des Herrn von Unruh als Rumpiparlament, von anderer Seite „Klub Unruh“ genannt, und endigten schließlich damit, in der Zeit vom 12. bis zum 15. November die förmliche Steuerverweigerung zur Verathung zu stellen, zu beschließen und den betreffenden Beschluß zwei Tage später mit Aufforderung zu dessen Ausführung in die Provinzen zu verfernen.

Da ein näherer Bekannter von mir, dessen Namen ich verschweige, weil er sich noch am Leben befindet, den Muth hatte, den Sitzungen des „Klub Unruh“ unter dem Schutze der Legitimation durch eine Abgeordnetenmappe beizuwohnen, so kann ich aus guter Quelle bezeugen, daß die Mitglieder des Rumpiparlamentes im Verlaufe ihrer Sitzungen keineswegs die Ruhe und Sicherheit bewahrten, welche sie anfangs zur Schau trugen, daß vielmehr ihre Verathungen recht konfus und stürmisch waren, und daß sie sich sehr entmuthigt fühlten, als ihre Hoffnung, daß das Land sich wie ein Mann für sie und zu ihrem Schutze erheben würde, sich so wenig bestätigte, daß selbst ihre Aufforderung zu einem passiven Widerstande mittelst der Steuerverweigerung sich als ein Schlag in das Wasser erwies.

Bekanntlich war unterdes auch „Vater Brangel“ in Berlin erschienen und hatte die Bürgerwehr bereits zum größten Theile zu deren eigener Befriedigung von der Last des Soldatenpietates und Wachstehens befreit, eine Operation, die natürlich nicht ohne joviale Intermezzos verlief, zumal der General seinen Auftrag mit so viel Klugheit, Vorsicht und Bonhomie vollzog, daß es dem richtigen Berliner fast unmöglich wurde, ernsthaft ärgerlich zu werden. Männer, aus deren Munde ich selbst vernommen, daß der Weg zu ihren Gewehren nur über ihre Leiden gehe, waren demnächst nicht zu Hause und hatten ihren Frauen das diesen sehr erwünschte Geschäft der Ablieferung überlassen, und selbst die Befehlshaber der Wachen bedurften nicht gar langer Zeit zur Verathung mit ihrer Mannschaft, wenn es sich darum handelte, der Aufforderung eines preussischen Lieutenants zur Räumung der Wache binnen fünf Minuten Folge zu leisten. Ich habe damals zuerst den Eindruck der Wahrheit eines Ausspruches bekommen, den ich später aus berühmtem Munde vernommen habe, nämlich, „daß man uns auf dem militärischen Gebiete in Europa alles nachmachen könne, nur nicht den preussischen Sefondelienten!“

### Die Jubelkämpfer in Deutschland.

Von Rudolf Kögel.

Nachdruck verboten.  
© 3. D. 11. VI. 70.

Berlin ist zwar nicht Deutschland, wie einige bescheidene Zinsassen der Reichshauptstadt meinen, aber doch ein gut Stück davon und zwar ein recht kritisches. Beständen sie, so sagten

sich die fahrenden Sänger aus dem befreiten Regervolke Nordamerikas, nur erst die Feuerprobe des musikalischen Deutschlands, zumal auf dem spröden Boden der Mark, so hätten sie unter

beweglicheren Theilen unseres deutschen Vaterlandes gewonnen Spiel. Und sie haben gewonnen!

Hören wir im Vorfall der Berliner Singakademie — die beiläufig erwähnt, das Konzertreferat einer Berliner Zeitung im Verhältnis zu der Regenerhochschule in Nashville schmeichlerisch mit einer Scheune vergleicht — beim Ausgang einige Urtheile durcheinander wirren, die sich allerdings wie ein vom Pflod eiligt herabgerissenes Bündel von Garberode ausnehmen:

Ein alter Herr, der immer in Anspielungen spricht: „Nein, die Hitze war wirklich afrikanisch.“

Hinter ihm eine nicht mehr junge Dame: „Gutmüthig sehen sie aus, nur hätte ich sie mir schwärzer gedacht.“

Jetzt der Kunstenthusiast: „Welche Schule! Rein, diese Tonbildung! Und welche Seele, welches Feuer! Der Bass namentlich sollte bei uns bleiben, er könnte eine europäische Berühmtheit werden!“

Gleich wieder ein richtiger Berliner: „Auf Pharaos sind diese Leute nicht besonders gut zu sprechen!“

Dann der Beobachter, der nicht die Sänger, sondern die Hörer zu mustern pflegt: „Haben Sie bemerkt, wie viel Freudiger und amerikanische Zahnärzte das Publikum enthielt?“

Jetzt raunt eine Mutter ihrer Tochter zu: „Welch ein Hintergrund von Leid, unsäglichem Leid hinter diesen Liedern! Ich habe mich der hellen Thränen nicht enthalten können!“

Und diesem Eindruck schließt sich Referent ohne Scheu und Weigerung an. Ja, Welch ein Hintergrund tiefen Leides und dabei welche Glaubensfreudigkeit dieser trotz Ketten und Peitschen himmelan sich schwingenden, Mühselige und Beladene lauft anfassenden, nun in Freiheit die Welt durchschreitenden und fortwerbenden Lieder! Neger sind Kinder und Kinder singen gern. Mit Hilfe dieses Balsams haben sie das Joch zu tragen vermocht. Die Bekehrung der Kompositionen überlass ich Berufenen — ein Sachkundiger wie Seward will darin Harmonienfolgen entdecken wie die des schottischen Volksliedes. Nur das frage ich: wie? bei dem Gesang: „Stieh dich zu Zeit“, sehen wir da nicht Gestalten durch den nächtigen Wald, über den dunklen Strom hüchen, um zur Mitternachtsversammlung der Methodisten zu kommen? „Mein Herz ist schwer, wenn Jesus nicht hilft, sterb' ich gewiß“ — dies Lied rührt von dem Vater einer der Sängerrinnen her, damit pflegte er sich vom Herzeleid los zu singen, so oft ihn sein grausamer Herr gepeinigt hatte! Um den Wehklagenden „Mein Weg ist wolkenbedekt!“ sammelt sich der Ausruch theilnehmender Freunde: „Herr, sende deine Engel herab!“

Das ist überhaupt eine fast regelmäßige Eigenthümlichkeit in der Konfession: ein Solo klagt, der Chor tröstet. — Dort pilgert ein Zug zum Kirchhof, doch keine Trauermelodie erkönt. Er intonirt: „meine Schwester ist heimgegangen“. Antwort: „Engel warten an der Thür!“ „Jetzt legt sie ihr Kreuz nieder, jetzt hebt sie ihre Krone auf!“ Ahermalige Antwort: „Engel warten an der Thür.“ — Ein Neger beklagt sich: „Gestossen werd' ich durch eine unfreundliche Welt.“ — Das chromatisch gesungene: „I'm a rolling“ gibt gleichsam all die Stöße wieder! Die anderen verbinden sich in seinem Namen zu dem Ruf: „O Brüder, wollt ihr mir nicht beten helfen?“ — Dabei sind Lieder vorhanden, die zu einer Zeit, da die Negerfrage noch hoffnungslos war, doch schon ein Hallelujah auf die kommende Befreiung vorwegnahmen. Lieder heiligen Trostes sogar: „Eile hinab, Moses, laß mein Volk ziehen!“ Lieder wieder, die in christlichem Humor in einen „gospeltrain“ einzu steigen einladen, hier brauche niemand zweiter oder dritter Klasse zu fahren.

Leise beginnen die Lieder, als sähe sich der Anstimmende schon nach den Drängern und Treibern um, leise verklingt das letzte Wort, als nähme man nur gezwungen Abschied von dem süßen Liedertrost. Hier scheinen sich Gruppen in den Plantagen bei der Arbeit verstopfen ihr Leiden, ihr Erinnern, ihr Hoffen zuzufügen; dort gemahnt es uns, als läuteten den aus der Kirche Heimkehrenden gottesdienstliche Melodien nach! Noch

heute — das sind nicht Konzerte, welche die Neger geben, das sind Erbauungen, die sie mit unwiderstehlicher Gewalt halten: fangen sie doch regelmäßig mit dem Abingen des Vaterunsers an und schließen regelmäßig mit dem Segen, ähnlich wie die Passionsdarsteller im Oberammergau vor jeder ihrer Aufführungen zur Messe gehen.

Und der Erfolg? Nicht bloß der sociale, daß die um ihrer Farbe willen einst Gepreßten, noch nach dem Befreiungskriege aus Eisenbahnhöfen, Hotels und Dampfschiffen Verwiesenen nun doch wohl keinen Zweifel mehr an ihrer „Respektabilität“ erwecken werden, seit ihnen die Königin von England persönlich für ihr Singen Dank gesagt, seit sie bei englischen Herzögen und Lords in bunter, d. h. schwarz-weißer Reihe zu Tisch geseßen, seit ihnen unser Kaiser und das kaiserliche Paar in Leutseligkeit die Hand gedrückt. Jener Amerikaner wird sich längst seiner südstaatlichen Wahrsagerei schämen gelernt haben, in der er behauptete, es könne keine politische Phantastie sich wohl den kupferfarbenen Indianer als Deputierten in Washington denken, nun und nimmer aber den Schwarzen! Man könnte eher fürchten, die Neger, einst in die Häuten der Schmach geworfen, nun zu den Schloßern und Akademien aller Residenzen erhoben, könnte ein Art Schwindel befallen, wäre nicht durch alle jene düsteren Erinnerungen, namentlich auch durch die anfänglichen Konzertmißerfolge in Nordamerika, vor allem aber durch echtes Christenthum und durch die Trefflichkeit ihrer selbstlosen Führer, des Professors Cravath und des Musiklehrers White für ein sicheres Gegengewicht georgt. Der weitere Erfolg — bei Nashville in Tennessee steht heute eine palastähnliche Hochschule für Neger, hunderttausende von Dollars haben unsere selbstlosen Sänger dafür zusammengesungen, zehntausende farbiger Kinder sind schon durch dort gebildete Lehrer unterrichtet worden. Dieser Heißhunger zum Lernen und Lehren — er ist der beste Beweis für die „Culturfähigkeit der schwarzen Rasse“, er ist an sich schon ein Sieg der Humanität! Noch wollen die Sänger nicht ruhen. Mit orpheischer Kunst fügen sie jetzt die Steine zu einem Missionshaufe zusammen, das schwarze Missionäre nach Afrika zu ihren weitaus Landsleuten entsenden soll. Sind die Lieder einst die Mittel gewesen, die Sklaverei geduldig zu tragen, nun wandeln sich dieselben in ein siegreiches Mittel, fremde Ketten zu brechen! Der afrikanische Sendbote Rosfat hat schon vor vielen Jahrzehnten behauptet: „Afrika wird sich für das Evangelium durch Europäer nur halb, ganz wird es sich den Nationalangehörigen aus seiner eigenen Mitte erschließen!“

Räthselhafte Wege der Völker! Das, was wir „Völkerwanderung“ nennen, zeigt das ewig denkwürdige Schauspiel, daß ein Stamm den anderen trifft, drängt, vor sich hertreibt. Eine neue Mischung der Nationen, eine neue Vertheilung der Weltkarte entsteht. Scheint diese „Wanderung“ die Frucht gewaltiger Naturinstinkte: die moderne Völkerwanderung, die seit vielen Jahrzehnten bedeutende Bruchtheile unserer deutschen Landsleute dem Sternenbanner der Vereinigten Staaten zugeführt hat, arbeitet mit der Reflektion, mit Agenten und Reklame und steht doch nicht weniger unter einem höheren Juge. „Westwärts zieht der Stern des Reiches“, wie der englische Dichter sagt. Hier aber in der Geschichte der Neger zeichnet sich ein völlig neues Bild ab. Tausende von unglücklichen Schwarzen aus dem Innern Afrikas sehen wir in Schiffe gepreßt, zum Westen geschleppt, dem Hohn der Weißen, der Peitsche des Treibers preisgegeben, bis zum Wahnsinn verwirrt durch die Tröstung, dies alles geschehe durch die Hand christlicher Civilisation. Wir sehen sie zu vier Millionen anwachsen, aber immer noch rechtlos mit Kind und Kindeskind, eine Waare des Marktes. Da — „Entel Toms Hütte“, dies Buch ist nur ein prophetischer Trommetenstoß — sprengt ein großer Krieg die grausame Bande. Jenes Halljahr — wie Luther überlegt — das Jubeljahr der Freilassung erscheint. Mag nun ein Theil der über Nacht Freigegebenen das Geschenk der Freiheit nicht recht zu würdigen wissen, ja am Mißbrauch derselben zu Grunde gehen — hier in den „Jubiläumssängern“ stehen die Repräsentanten der Neger vor uns, die kindlichen Sinn mit nordamerikanischer Thatkraft verbinden, die sich auf die

Heimat ihrer Väter bestimmen, um dem Volk „der dunklen Herzen“ das lichte Evangelium zu bringen: Befreite als Befreier! Livingstone u. A. sind die Pioniere, welche die Straßen durch Afrika bahnten, und die Jubelansänger singen die

Mittel zusammen, um jene neugeschaffenen Pfade mit Missionszügen zu bevölkern. Der Portugiese hat Recht mit seinem Sprichwort: „Gott versteht auch auf krummer Linie gerade zu schreiben!“

## Franz Lenbach.

Von Karl Stieler.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11. VL 70.

Fast aller Reiz, den wir mit dem Begriffe altbairischer Landschaft verbinden, ist dahin, sobald wir einmal jene große Hochebene betreten, die sich über München hinaus einformig gegen die Donau zieht. Der Boden ist faul, im Klima fühlt man den Einfluß der naheliegenden Wälder, und der Volkschlag entbehrt jener Anmuth und Beweglichkeit, die der oberbairische Stamm in den Bergen hat. Es fehlt der unbewußte Zauber, den eine schöne großartige Natur auf die Entwicklung ihrer Bewohner übt; nicht die originellen und anziehenden Eigenschaften, sondern vielmehr die Härten des bairischen Weicns haben sich hier im Volkscharakter verdichtet und geben ihm jenes massive Gepräge, das sich in Brauch und Tracht, in Wort und That bekundet.

Und doch nennt gerade jene Gegend, die für künstlerische Anregung so arm ist, einen Künstler ihr eigen, dessen Persönlichkeit in mehr als einem Sinne international geworden. Nicht nur dadurch, weil er in allen Ländern seinen Ruhm fand, daß die Großen aller Völker seinen Pinsel suchten, sondern vor allem deshalb, daß er es wie kein anderer verstanden hat, sich in den Geist fremder Kunst hineinzuleben und ihn schöpferisch wiederzugeben. Seine Reproduktionen der plinischen, der spanischen und italienischen Meister sind mehr als Copien; sie bieten uns nicht nur ein Bild, sondern das ganze Ingenium einer Epoche, einer Persönlichkeit.

Aus der engen Scholle altbairischer Besonderheit also fand Lenbach seinen Weg in die Welt, deren Licht er am 13. Dezember 1836 erblickte. Sein Vater war Maurermeister in dem kleinen Marktsteden Schrobenhausen, und kannte das alte Wort: „Handwerk hat goldenen Boden“. So war es denn nur natürlich und wohlgemeint, daß er auch seinen Sohn der eigenen Kunst bestimmte; er sollte freilich nicht bloß mit der Nadel lernen, sondern die gewerblichen und technischen Schulen besuchen, aber das letzte und praktische Ziel dieses Lernens blieb doch immer der väterliche Beruf. Die blante brotlose Kunst um ihrer selbst willen zu treiben, mußte nach den Begriffen jener Tage vermessen scheinen, und es wäre Thorheit, wenn wir es heute einem redlichen Manne verargen wollten, daß er damals also gedacht.

In der Seele des Knaben freilich dümmerten schon damals andere Gedanken — wenn man den feimenden Drang eines unbewußten Talentcs, wenn man die halbklare Sehnsucht nach edlerem Thun ein Denken nennen will. Er sah in Landsbut, wo er die gewerbliche Schule besuchte, jene schöne gothische Martinskirche, durch deren Fenster geheimnißvolles Licht drang, die weil die stutenden Orgelöne klangen; er sah in Augsburg, wo er das Polytechnikum bezog, jene reizenden Architekturen der Renaissance, er kam von dort nach München und stand vor den klassischen Werken unserer Sammlungen. Da fühlte er es zuerst, daß auch die Kunst eine Macht ist.

Wer könnte es in reifen Jahren jemals sagen, wie das wunderbare Gewirr solcher Eindrücke sich in einer jugendlichen Seele verslingt, wie die Empfindungen sich verketten, wie dies und jenes plöbliche Gefühl gleich einem Sonnenstrahl auf tiefegelegene Keime trifft und sie hervorlockt zum Licht! Diese Stufe der Entwicklung, dieser wunderbare Proceß des ersten inneren Werdens, das bleibt für jede Seele ihr eigenes Geheimniß — es gibt kein Wort dafür. Dann aber kommt der Drang zur That und das Bedürfniß, mit bestimmter Individualität nach außen durchzubrechen.

Schon daheim, mit zwölf und fünfzehn Jahren, als er noch das Schurzfell trug und seinem Vater bei der Arbeit half, füllte Lenbach alle freien Stunden mit Malen aus. Wir legen Nachdruck auf dies Wort, denn es ist charakteristisch für seine gesammte spätere Entwicklung: er zeichnete nicht, er malte.

Nie hatte ihm jemand gesagt, wie er es anfangen sollte, um mit Pinsel und Palette fertig zu werden; er hatte von der technischen Bedeutung und Behandlung der Farbe noch keine Ahnung — aber die Farbe gelang, und brachte das zum Ausdruck, was er damit aussprechen wollte. Es waren zur Wehrzahl Porträts aus seiner eigenen Familie und aus der Nachbarschaft, und noch heute überragen sie uns durch die Entschiedenheit ihrer Auffassung, durch die Schärfe der Charakteristik, und durch die Leichtigkeit, womit sie gemacht sind. Es war ein Können ohne Lernen. Lenbach, dessen Werke jetzt um viele Tausende erworben werden, erhielt damals für jedes dieser Bilder einen Gulden, und er dünkte sich reich in diesem Bewußtsein; mehrere derselben schmüden noch heute die Wand seines vornehmen Ateliers. Das feinstedte unter ihnen ist aber ohne Zweifel sein eigenes Bildniß. Der scharf modellirte Kopf, den man noch jetzt sofort erkennt, zeigt uns einen halb-gewachsenen, schwächigen Jüngling, der fast mürrisch in die Welt blickt; wenig Gewinnendes spielt um dies herbe kühle Angesicht; aber er will auch nicht gewinnen, er will seinen eigenen Weg gehen ohne fremde Hilfe und Huld ohne Rücksicht auf die Menschen und das Herkommen. So sieht uns dies Bildniß an — man fühlt, es ist der schlagendste Ausdruck individueller Stimmung.

Natürlich war jenes Malen, wie Lenbach es damals draußen übte, ohne alles System; in seinem ganzen Wesen lag ja ein heimlicher Widerwille gegen das, was wir Schule nennen, sein ganzes Talent, das so scharf der realen Natur ins Auge sah, sträubte sich gegen eine kritische Auswahl, gegen ein conventionelles Abwägen seiner Motive. Er malte einfach, was ihm malenwerth erschien, ob es auf zwei oder vier Füßen stand, ob es schön oder häßlich war, er heischte von niemandem Rath und Lob.

Der einzige, welcher auf seine künstlerischen Gedanken und Arbeiten Einfluß hatte, war der Maler Hofner, der auch aus jener Gegend stammt, und vom Hüterjungen den Weg zur Staffelei gefunden hatte. Er zählte zu den frühesten und begabtesten Mitgliedern der damals entstehenden Pilotschule, und ermunterte Lenbach, sich ebenfalls dem gründlichen Studium der Kunst auf der Münchener Akademie zu widmen.

Kurz vorher war sein Bruder, der auch eminente künstlerische Anlagen verrieth, mit neunzehn Jahren gestorben; und als nicht lange darauf der Vater folgte, da nahm denn Lenbach sein kleines Erbtheil und machte sich auf den Weg zur hohen Waterschule. Es waren die gewöhnlichen Klassen und Kurse, die er wie alle anderen besuchte, ohne daß seine Arbeiten vor den anderen ins Auge fielen — erst dann suchte er sich selbst seinen Lehrer. Piloty war damals selber kaum dreißig Jahre alt, und nannte kaum zwei bis drei Schüler sein eigen, aber die feurige und selbstbewußte Energie, die durch das Wesen des jungen Meisters flammte, übte sofort einen mächtigen Reiz auf Lenbachs stummes Talent, das noch unentschlossen und unbefriedigt vor der Wahl seines Weges stand. Die franke freundschaftliche Art, wie Piloty den Jüngeren entgegengrat, mußte gerade solchen verschlossenen wortfargen Naturen wohlthun, die das Bedürfniß haben, verstanden zu werden, ohne daß sie sich selber erst erklären sollten.

Für ihn war Piloty der rechte Mann, mit seinem intuitiven Blick; er war der rechte Lehrer für solche Schüler, denen der Begriff der Schule eigentlich widerstrebt. Wenig mittheilbar, wenig unangänglich, wie Lenbach war, athmete er doch auf in dieser Luft begeisterter Gemeinschaft, wie sie die kleine Schar durchwehte, in jener Strömung strebender Arbeit. Es ist nur ein geringfügiger Zug, den wir hier mittheilen wollen, aber

er ist für die Hingebung, womit jene Schüler arbeiteten, vielleicht bezeichnender als lange Erörterungen. Lenbach malte gerade einen bauerlichen Studentkopf, und Piloty meinte, es wäre vielleicht nicht übel, wenn der Mann ein rothes Brusttuch trüge, aber wo war in der Stadt dergleichen zu beschaffen? Doch als die Arbeit abends geschlossen war (es war im tiefen Winter), da machte sich der junge Lenbach auf den Weg, und ging zu Fuße nach Schrobenuhausen — er ging die ganze volle Nacht, und als am Morgen Piloty wiederkam, da sah das Modell auf seinem Stuhle — mit dem rothen Brusttuch angethan; ohne ein Wort zu verlieren, malte Lenbach dort weiter, wo er gestern aufgehört.

Freilich sorgte auch der Lehrer selbst für den Erfolg und das Gedeihen seiner Jünger, wie nur jemals ein Lehrer sorgen konnte; es war ihm gelungen, ein kleines Reisestipendium zu erwirken, und als er 1858 nach Italien ging, ward der junge Altbauer sein Begleiter. Schrobenuhausen und Rom liegen weit auseinander (nicht nur wenn man die Meilen zum Maßstab nimmt); und der Eindruck, den diese klassische Welt auf ein Künstlerauge machen muß, ist ja in allen Fällen von der tiefsten Bedeutung. Aber ebenso verschieden ist doch die Art, wie dieser Eindruck nun im Menschen wirksam wird, wie der einzelne genießt und ringt, um sich mit dieser neuen Welt auseinanderzusetzen, um die Wucht derselben geistig zu bewältigen.

Auch hier beherrschte Lenbach dieselbe Zurückhaltung, die ein Grundzug seiner Natur ist, es entging ihm sicher keine Linie von all der Schönheit, die vor ihm aufgeschossen lag, aber sie erschien ihm (nach seinen eigenen Worten) wie etwas Selbstverständliches; es war keine Entzückung, keine Revolution in seinem Herzen und seiner Kunst. Er stand auch hier der realen Natur gegenüber, und nahm sie hin, als müsse sie so sein.

Neben zahlreichen Studienköpfen, die er damals nach bekannten römischen Modellen malte, entstand auch ein größeres Bild, das uns den Titusbogen zeigt, im Vordergrund mit reicher ländlicher Staffage. Die ganze Glut des Südens athmet darin, aber nicht süß und schwärmerisch, wie es sonst bei italischen Motiven gebräuchlich scheint, sondern jene wirkliche Glut, wie sie aus Staub und Sonnenbrand, aus brütendem Himmel und lechzender Erde uns anhaucht. Der Besitzer des Bildes, um das sich Bewunderer und Verächter lange stritten, ward Graf Passy in Pest.

Bei der Begründung jener Kunstschule, deren Direktor Piloty werden sollte, hatte auch Lenbach einen Ruf nach Weimar erhalten; allein daß dies nicht der rechte Boden für seine Persönlichkeit war, trat rasch zu Tage. Unendlich wichtiger dagegen ward für ihn ein anderer Ruf, der zwar nicht von einem Throne, aber doch von einem Manne kam, welcher in fürstlichem Sinne Mäcen war. Freiherr von Schack, der Begründer jener klassischen Galerie in München, der geniale Interpret orientalischer Dichtung (den der deutsche Kaiser erst vor kurzem in den Grafenstand erhob), hegte den Wunsch, in seine Sammlung einige Copien venetianischer Meister aufzunehmen, und vertraute mit dieser schwierigen Aufgabe den jugendlichen Maler Lenbach, für den ihn Paul Heyse zu interessieren mußte. Denn früher als alle anderen hatte der feinsinnige Poet das eminente Talent erkannt, das hier hinter schroffen Formen verborgen lag, und seinem beweglichen Geiste, der eine seltene Gabe der Assimilierung besitzt, war es leicht geworden, jene Gegenläufe auszugleichen, die naturgemäß in dem Lebensgange der beiden lagen. Heyse gebührt das Verdienst, daß er Lenbach zuerst mit jenen Kreisen in Fühlung brachte, die ihn geistig und gesellschaftlich fördern konnten; aber geradezu bewundernswürdig bleibt es dabei, wie sicher und unverrückbar Lenbachs Individualität sich diesen Einwirkungen gegenüber erwies. Mit einem durchdringenden Scharfsinn faßte er die Menschen auf, und lernte er an den Dingen, die ihn umgaben; aber an seiner eigenen Natur hat er nie das geringste Zugeständniß gemacht. Er schmeichelte keinem um des Beifalls willen; er wollte niemals mehr erscheinen, aber er süßte sich auch niemals, selbst in der celeberrsten Luft, geringer als er wirklich war. Unverhohlen gab er seine Meinung ab, wo es ihm daran gelegen schien, und stundenlang blieb er stumm, wo er nicht sprechen wollte; nie ließ er sich

herbei, aus Berechnung, aus Gefälligkeit zu reden oder zu schweigen. So blieb er immer ganz er selbst, und was die Menschen weiter dazu dachten, schien ihm gleichgültig zu sein.

Als die ersten Copien für Schack in München sichtbar wurden, da war ihr Eindruck überwältigend, der Künstler selber verschwand fast völlig hinter seinem Original — es war nicht Lenbach, es war Tizian, den man zu sehen glaubte. In Venedig traf der junge Künstler dann mit seinem Gönner zusammen, und bereiste mit ihm die romanischen Länder und einen Theil des Orients; der Gewinn, der seiner Kunst daraus erwuchs, ward nie in Worten, aber in Werken sichtbar, und ward in jener Reihe von Bildern verewigt, die wohl für allezeit das Muster klassischer Copien bieten.

Als der Waffenlärm von 1866 begann, war Lenbach eben in Florenz; über Deutschland und Italien brauste der Sturm des Krieges, und es war damals keine leichte Sache, aus der Stadt der Mediciner in die Vaterheimat zu gelangen. Alle Schienen waren verlegt; nur mit knapper Noth gewann der deutsche Maler auf einem Zuge, der Garibaldische Truppen führte, die Grenze, um durch die Schweiz nach München zu eilen.

Die Heimath! — sie hatte sich bis jetzt nur kalt und spröde gegen Lenbach erwiesen; sie haßte jede Neuerung; aber allmählich kam doch auch hier die Zeit, wo man achtsam ward auf den genialen Coloristen, wo der Prophet begann, im Vaterlande zu gelten.

Die Bilder, welche Lenbach aus Madrid nach Hause gebracht (Copien nach Tizian und Velasquez) erregten Verblüffung; auf der Pariser Weltausstellung von 1867 hatte er die große Medaille erhalten, und ein Porträt des Malers Hagu, das auf dem Münchener Kunstvereine zu sehen war, hatte solchen Erfolg, daß es selbst den Gegnern Anerkennung abzwang. Es war ebenso klar und bestimmt in den Formen, als sein im Colorit, es hatte nichts von jenen geheimnißvollen Tönen, die nur der Maler zu würdigen weiß, sondern es war ein Bild, das auch der Laie verstehen konnte, verstehen mußte.

So hatte Lenbach erst den Boden betreten, der seiner ganz besonderen Kraft recht eigentlich homogen war — wir meinen das Porträt, das eine volle Individualität in ihrer äußeren und noch mehr in ihrer geistigen Erscheinung erschöpft. Daraus warf sich bald seine volle Kraft, und diese Kraft wuchs mit den Jelen, die er sich vorgekehrt — seine bedeutendsten Bilder sind die bedeutendsten Männer der Zeit! Im Anfange war es nur ein kleiner, fast exclusiver Kreis, der seinem Pinsel Vertrauen schenkte; er malte die jugendliche Frau Paul Heyse, den genialen Componisten Hornstein, das Bildniß Schacks, Piloty und seine holde Hausfrau — das Publikum aber wunderte sich noch immer, wie man den Muth haben könne, sein Conterfei in so räthselhaften Farben der Nachwelt zu hinterlassen. Bald aber wandelten sich die Zeiten, der Berühmtheit folgte mehr und mehr das Verständniß, und wo das wahre Verständniß fehlte, da ward es simulirt, denn es gehörte in kurzer Zeit zum guten Ton in den Salons der deutschen Aristokratie und der Wiener Millionäre, sich von Lenbach malen zu lassen. Ohne daß er es wußte, und wohl noch sicherer, ohne daß er es wollte, war Lenbach — Mode geworden; er, der mit geringschätziger Gleichgültigkeit über alles Moderne, über all die täglichen Huldigungen und das Gold hinweg sah, das ihm jene Tage brachten. Zahllose Porträts sind während jener Jahre von 1871—73 entstanden, und wenn wohl auch keines darunter ist, das seines eigenen Namens unwerth wäre, so mag es doch die Frage bleiben, ob jeder dieser ephemeren Croquis es werth war, von solchen Händen verewigt zu werden!

Die Zeit, die alles berichtigt, zog auch hier die richtige Schranke, als die große Wiener Katastrophe kam und hunderte von fingirten Millionen vernichtete. Schon von Anfang an hatte es Lenbach (nach seinem ganzen Wesen) vorgezogen, Menschen darzustellen, in denen sich eine bedeutsame Persönlichkeit verkörperte; sein beispielloses Talent geistvoller Individualisirung verlangte nach einem Stoffe, der ihm vollen Spielraum gab, und nicht der Adel der Geburt und die Aristokratie des Geldes, sondern die geistige Aristokratie allein bot ihm dafür die edelsten Motive. Er ist, wie kein anderer in unseren Tagen,



J. Lenbach.

Nach einer Radirung von Professor N. L. Naab in München in Holz geschnitten.  
(Verlag der Montmorillonischen Kunsthandlung in München.)

der Maler des Genies, der geistigen That geworden, nicht in ihrer prunkhaften offiziellen Erscheinung (wie die frühere Zeit die Darstellung solcher Männer forderte), sondern in der individuellsten subjektivsten Persönlichkeit.

Das ist es, was uns an jenen Bildern eines Nolffe und

Döllinger, eines Gladstone und Richard Wagner so eigenartig fesselt; wir sehen Aug' in Auge den Menschen, und darum wird die Galerie berühmter Zeitgenossen, wie Lenbach sie in anspruchsloser Weise allmählich gesammelt hat, mit der Zeit ein Schatz für unsere Nation sein.

Das historische Charakterbild solcher Männer bleibt ja gesichert, und auch für die rein äußerliche Erscheinung sorgt in descriptiver Weise die Photographie; aber die Verbindung beider, die Zurückführung der ganzen geistigen Kraft, des ganzen idealen Könnens, auf das leibliche Bild, das bleibt doch Lenbachs unerreichte Meisterschaft. Auf der Weltausstellung in Wien (1873) waren neben anderen Werken von seiner Hand die Bildnisse des deutschen und des österreichischen Kaisers sichtbar, die selbstverständlich an hervorragender Stelle Platz fanden, und denen es auch an Bewunderern nicht fehlte, obgleich ihnen andere Bilder Lenbachs vielleicht überlegen sind.

Wenn er in Wien verweilte, dann war es vor allen anderen Künstlern der geniale Makart, an welchen sich Lenbach angeschlossen, denn die beiden waren ja durch alte Schulerinnerungen aus München verknüpft und auch in ihrem Wesen lagen mannigfache Berührungspunkte. Gemeinsam zogen sie im Winter 1875 nach Aegypten, wo der Erbe der Pharaonen ihnen eine glänzende Gastfreundschaft gewährte; die Studien, welche die beiden Künstler mitgebracht, gehören zu den herrlichsten Skizzen, die wohl jemals in der Mappe deutscher Maler lagen, und tragen nicht wenig bei zu jenem vornehmen erotischen Gepräge, welches Lenbachs Künstlerwerkstatt uns heute bietet.

Es wird überhaupt nur wenige Ateliers in Deutschland geben, deren Besuch so fesselnd und anregend wirkt. Da fühlen wir es erst, wie weit die Welt, und wie weit das Reich der Kunst ist; das Beste und die Besten aller Lande umgeben uns, löstliche Geräthe liegen allenthalben, eine Skizze von Rubens Händen schmückt die getäfelte Wand, und ringsumher stehen Bildnisse, die es uns schwer machen, eines um des anderen willen zu verlassen. Hier sind es holde Frauen, auf denen zuerst unser Auge haftet, dort sind es Männer der That, die uns von stummer Leinwand so beredt entgegenblicken. Dies erregte Antlitz, das verwitert scheint, und doch so sorglich gepflegt, ist das Bildniß des Grafen Andráffy; die feingeläutete Gestalt, die selbst im Bilde den vollendeten Gentleman hervorkehrt, heißt Minghetti. Lenbach hatte viel in seinem Hause verkehrt, als er das letzte Mal in Rom gewesen, es waren gerade die stürmischen Tage, da sich der Wechsel im italienischen Cabinet vollzog, und da die Spigen der politischen Bewegung allabendlich in den Salons des Präsidenten zusammentrafen.

Von schlagender Wirkung ist das Bildniß Richard Wagners und jenes von Franz Liszt; dort aus der Ecke schaut uns Schopenhauer entgegen (der übrigens nicht mehr nach dem Leben gemalt ward). Und dann ein Malerbild — das ist Arnold Böcklin, der geniale Träumer am Meeresstrande, der mit dem Pinsel jene wunderbaren antiken Idyllen schuf, welche jetzt eine Zierde der Schackischen Galerie sind.

Unter all den Schönen aber steht Lenbach selber im letzten dieser prunkvollen Gemächer mit breitem Pinsel vor der breiten Leinwand, und spielend lockt er die feinsten Töne aus dem Bilde, wie nur der Spielmann sie der Fidel ablockt. Man hat nicht das Gefühl, daß er je mit Mühe schafft, so sehr auch seine Auffassung ins Tiefe dringt, und so intensiv er auch zu Werke geht, um in den wenigen Stunden einer zwanglosen Sitzung der ganzen Individualität eines Menschen auf den Grund zu kommen; um das geistige Geheimniß derselben auszuforschen und den harmonischen Ausgleich der inneren und äußeren Erscheinung zu finden. Jedes Porträt und vor allem das Bildniß jedes bedeutenden Menschen ist für den Künstler anfänglich ein Problem, und zwar ein um so größeres Problem, je höher die geistige Kraft des Künstlers selber steht, je mehr er im Stande ist, die innere Komplexität eines Cha-

racters zu durchschauen. Allein selbst für die Technik gilt bei Lenbach dies Gesetz; er malt nicht den einen Kopf wie den andern, sondern für jedes neue Bild sucht er erst während des Schaffens die adäquatesten Mittel aufzufinden, die ihm sein unermessliches malerisches Können bietet. Und doch gewahrt man von Nähe nie das geringste; wie von selber scheint das Gemälde unter seiner Hand zu wachsen, in anregendem Gespräch gehen die Stunden dahin und unvermerkt ist das Bildniß fertig. Das fesselt, und jeder, der einmal hier zu Gast gewesen, kehrt gern wieder; selbst der große Moltke reist nie durch München, ohne Lenbachs Werkstatt aufzusuchen.

Er hat sich dies Vorrecht erhalten trotz jener gewissen Herbigkeit, die noch heute in seinem Wesen liegt, die sein Erfolg ihm weggeschmeichelt, die sein vornehmer Verkehr ihm abgestreift. Vielleicht kann man sagen: gerade deswegen; denn man freut sich in unieren sensiblen Tagen, wo alles nach Weisfall hascht, über einen Charakter, dem weder Lob noch Tadel seine Ruhe raubt; es imponirt uns am meisten ein Mann, der sich durch nichts imponiren läßt. Und so sieht Lenbach noch heute der großen Welt gegenüber, wie er als Knabe einst seiner kleinen Welt gegenüber stand — eine wunderbare Mischung von Anspruchslosigkeit und Selbstbewußtsein, ganz auf sich selber stehend, ohne je einen Zoll seiner Eigenart zu opfern.

In einem Jahrzehnt ist er aus einem unbekanntem Manne zu einem der ersten lebenden Maler geworden, und er ward es ganz aus eigener Kraft. Er war ein Kind des Volkes, er ist auf armer schönheitsloser Erde emporgewachsen und hat sich alles selber erzwungen, die Freundschaft der Großen, die Achtung der Besten und die Macht, das Schönste wiederzugeben. So manche Stimme hat sich auch für ihn erhoben, die seine Bedeutung damit am besten zu erhärten glaubte, daß sie all seinen Vorgängern im Porträt die Bedeutung absprach; wir aber glauben, dessen bedarf weder Lenbach selber, noch die Kunst. Auch sie ist ja ein Kind ihrer Zeit, es treten andere Begriffe und andere Normen für die Darstellung des menschlichen Bildes ein und auch hier gilt das große Wort, daß der für alle Zeit genug gethan, der den Besten seiner Zeit genug that. Jene Freiheit, wie sie heute das individuelle Leben besitz, hat nicht wieder existirt seit der Blüthezeit der Renaissance bis in die jüngste Gegenwart, und darum konnte sie sich nicht in den Bildern jener Epoche spiegeln, die zwischen beiden steht. Ein konventionelles Gepräge, etwas Förmliches lag in dem geistigen Verkehre, lag in der Gesellschaft jener dreißiger und vierziger Jahre, und wenn die Bildnisse damals wahr sein wollten (was doch ihr erstes Erforderniß ist), so konnten sie dies Gepräge nicht verleugnen; es ist nicht die Schuld der Maler, es ist die Schuld der Zeit, wenn uns jene Männerköpfe zu offiziell und jene Frauen zu romantisch aufgefaßt erscheinen. Es war ja die Zeit der Romantik; die Atmosphäre, in der sie entstanden, forderte ihr Recht.

Freuen wir uns, daß diese Fessel konventionellen Zwanges hinweggefallen ist, daß man heutzutage sich auch große Männer denken kann ohne offizielle Pose, daß der Künstler ihr Bildniß auf die reine menschlich-geistige Erscheinung reduzieren darf, ohne die Darstellung ihrer Größe und die Vorstellung seiner Zeit zu verleihen. Das ist das eigentliche Geheimniß dessen, was man in der Kunst „Realismus“ nennt, es ist ein gewaltiger befreiender Schritt zur Natürlichkeit, zur Natur — und dann erst hat es vollen Sinn, wenn man behauptet: Lenbach ist der erste Bildnißmaler der realistischen Schule. Wir alle bewundern ihn — er selber scheint zu denken über sich und über die anderen: Nil admirari!

### Am Familientische.

Bücherchan. I.VII.

Philemon, oder von der christlichen Freundschaft. Aufzeichnungen der Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg und ihres Freundeskreises. Herausgegeben von Franz Delitzsch. 3. Auflage. Gotha, 1878. G. Schloßmann.

In Goethes hundertjährigem Geburtsstag, dem 28. August 1849, gab der Hamburgische Archivar Lappenberg einen der schätzbarsten Beiträge zum Verständniß der Werke des großen Dichters heraus. Es waren die „Kleinoden der Fräulein von Klettenberg“ (Agentur

d. Hanh. Hauses zu Dorn b. Hamburg). Durch dieses Buch wurde die von Schleiermacher schon 1799 ausgesprochene scharfsinnige Behauptung, daß Goethe bei den Bekanntschaften einer schönen Seele in Wilhelm Meisters Lehrjahre irgend einen Originalausfah in Händen gehabt habe, außer allen Zweifel gestellt; augenscheinlich hatte der Dichter die Aufzeichnungen seiner innig verehrten frommen Jugendfreundin nur künstlerisch überarbeitet und allein das Ende poetisch frei gestaltet. Acht Jahre vor dem Erscheinen des Lappenbergischen Buches hatte Professor Delitzsch eine Sammlung älterer, 1754 unter dem

**Titel: „Der Christ in der Freundschaft“** anonym veröffentlichter Aufsätze, mit Hinzufügung einiger eigenen (übrigens keineswegs der „geringsten“, wie er in seiner eigenen Bescheidenheit meint) herausgegeben. Zur Erinnerung an Ciceros heimatliches Buch von der Freundschaft, den „Lilius“, nannte er sein christliches Gegenstück: „Philimon“. Er wußte aber damals nicht, wer die unter den Christen o. x und p verborgenen Verfasser jener Aufsätze seien. Da wurde durch einen Brief des trefflichen deutschen Staatsmannes, Freiherrn Fr. Carl von Moler († 1798), der sich in der Autographensammlung des Archivrats Kästner erhalten hat, das Rätsel gelöst: o bedeutete da nach Goethes Frankfurter Freundin, x ihre Schwester Maria Magdalena, p Moler selbst, den „Philo“ der „Beleutnisse“. So theilte es Delilich, nach Lappenberg's Angaben, in der zweiten Auflage seines „Philimon“ mit. Die so eben erschienene dritte Auflage dieses trefflichen Buches, das — abgesehen von der feinsinnigen und tiefsten Behandlung seines interessanten Gegenstandes — ein wichtiger Beitrag zur Goethe-Literatur genannt werden muß, bringt uns nun eine neue Vereinerung, die man auch eine Enttüllung nennen kann. Sie enthält nämlich das bisher ganz unbekante und vielfach entbehrte Bildniß der „schönen Seele“. Goethe hatte allerdings in hohem Alter eine Skizze entworfen, welche die Jugenfreundin in ihrem Zimmer, wo er so oft zu ihren Füßen gesessen, darstellte. Diese Skizze hatte er einer ihrer auswärtsigen Freundinnen mit den nachfolgenden schönen Versen zugehant:

Sieh in diesem Wanderspiegel  
Einen Traum, wie lieb und gut  
Unter ihres Gottes Flügel  
Unsre Freundin leidend ruht.  
Schaue, wie sie sich hinüber  
Aus des Lebens Wege tritt;  
Die sie die Zeit der Jugend  
Nähle, was ich in dem Weben  
Dieser Himmelsluft gefühlt,  
Als mit ungebild'gem Streben  
Ich die Zeitdunung hingewählt.“

Diese Zeichnung scheint verloren gegangen zu sein — das Bild Julius Hammels zu Ludwig Diebels Aufsatz: „Goethe und die schöne Seele“ im 1. Jahrgange unseres Blattes (S. 184) war nur ein Versuch, Goethes Skizze nach den Geleitetworten zu reproduzieren. Da gegen hatte sich in dem Goetheischen Nachlaß ein Aquarellbild erhalten, welches seine Jugenfreundin noch unmittelbar vergegenwärtigt, als es die aus dem Gedächtniß entworfene Zeichnung des Grafen vermochte. Kränlein von Kleitenberg selber hatte sich nämlich in ihrem 41. Lebensjahre (1767) für eine Freundin malen lassen. Nach dem Tode derselben (1774) hatte ihre Erbin die Gegenheit eines Besuchs Goethes in seiner Vaterstadt (1815) dem Dichter das Bild geschenkt, das dann 1832 unter den letzten Verfalls des Nachlasses kam. Vergeblich hatte Lappenberg gestrebt, eine Copie davon zu erlangen; doch dem Leipziger Professor war es durch seine besonderen Beziehungen zum Goetheischen Hause gelungen, das Bild sich zugänglich zu machen. Die Herren Walthers und Wolfgang von Goethe, wie deren nun entschlossene Mutter Ottilie hatten ihm bereits vor zwanzig Jahren die Erlaubniß gegeben, das Bild photographisch reproduzieren zu lassen, um es seinem „Philimon“ als Titelbild vorzusetzen. Durch allerlei Umstände verzögert, ist aber erst jetzt die alte Jungfer erfüllt worden. Leider bereitet das Bildniß dem Beschauer eine unangenehme Enttäuschung. Das Gesicht zwar entspricht dem Eindruck, den wir alle von der feinsinnigen, bis in den Tod bewährten Christin haben, aber wunderlicherweise hat sie sich als Klosterfrau in Nonnenkleidern malen lassen; sie „beabsichtigte“, wie sie selbst äußerte, „dabei den Scherz zu beobachten, ob ihre Freundin sie auch in dieser Tracht ähnlich finden werde“. Trotz dieser Vermuthung darf man sich des Bildes aber doch freuen; eine etwaige Mißdeutung wird ein flüchtiger Einblick in das durch und durch ewigglücklich gehaltene, im ebenen Sinne erbauliche Buch sofort zerstreuen.

**A. K.**  
Gustav Freitag-Galerie. Photographien nach Originalgemälden der ersten Meister der Neuzeit reproduziert von Fr. Brudmann in München. Kunstverlag von Edwin Schloemp in Leipzig.

Wie es scheint, wird das diesjährige Weihnachtsfest seinen neuen Band der „Athenen“ von Gustav Freitag bringen. Um so willkommener wird es den zahlreichen Freunden des Dichters sein, sich seine sämtlichen Werke im Lichte der Kunst gewissermaßen relativieren zu können. Die hervorragenden Meister unserer Zeit haben sich vereint, um in 24 Blättern charakteristische Scenen aus Freytags Schöpfungen darzustellen, und die acht uns vorliegenden Bilder, die in verschiedenen Formaten — den verschiedenen Bedürfnissen und Vörien angepaßt — bisher erschienen sind, liefern den Beweis, daß der Gedanke dieses Unternehmens ein höchst anerkannter und glücklicher zu nennen ist. Da führt uns E. Wisniedki ein reizendes Genrebild aus Freytags populärstem Roman: „Soll und Haben“, die erste Begegnung Anton's mit Leonoren im sommerlich duftigen Park vor, während Herrlich die prächtig gelungene 2. Scene aus dem II. Akt der „Journalisten“, in der Bolz und Kiepenbrint Bräderschaft trauen, ebenfalls illustriert hat. Die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ sind durch drei Gemälde vertreten: A. v. Döden führt uns aus der Sage von Hailaga und Siguruna den Moment vor, in dem der ermordete König der Wälfen am Todenhügel erhebt; J. Klüggen hat den Spaziergang Felix Maters nach Gumbelingen zur Darstellung gewählt; der bekannte Luther-maler Gustav Spangenberg die Verlobung Luthers mit Katharina von Bora. Aus dem ersten Bande der „Athenen“ hat A. Liezenhaber in einfach ersichtlicher Weise den Untergang Ingos und Frugards gemalt; S. Kaulbach die amnthigste Scene aus dem „West der Jantouige“, wo Immo am Tische des Großen Gerhard der schlanke blonden Hildegard gegenüber sitzt; E. E. Döpler

zeigt uns Joo aus den „Brüdern vom deutschen Hause“, wie er nach den Bassen greift, um die geraubte Fiederin zu befreien, und Hedwig von Meran ihn am Arm faßt, um die That zu verhindern. — Sind auch die Bilder nicht alle gleich werthvoll — mag auch das eine oder das andere die voreingenommene Auffassung des Lesers täuschen; zur erneuten Freude an den beliebigen Werken Freytags werden alle ohne Ausnahme doch beitragen und den Wunsch nach der Fortsetzung und Vollendung in jedem Beschauer erwecken.

1. Bilder aus Elsaß-Lothringen. Originalzeichnungen von Robert Ahnus. (45 große ganzseitige Bilder in Loundr und 150 Text-Illustrationen.) Schilderungen von Karl Stieler. 274 S. Verlag von Paul Kess in Stuttgart.
2. Friederike Brion von Sessenheim. Geschichtliche Mittheilungen von Phil. Ferd. Lucius, Pfarrer in Sessenheim. Verlag von Eduard Reiz in Straßburg.

Zeit sieben Jahren sind sie wieder unser, die alten deutschen Reichslände. Und nicht nur äußerlich verbunden sind sie, auch innerlich gewinnen sie immer mehr und mehr Fühlung mit uns — der vorjährige Empfang des Kaisers im Elsaß hat es bewiesen. An uns ist es nun vor allen, den Bund der Herzen lösen und drücken zu festigen auf jede Weise. Auch die belletristische Presse kann dazu beitragen: das zeigt so recht das Stieler-Ahnus'sche Brackwerk. In seiner herzgewinnenden festelnden Weise verheißt unser süddeutscher Freund Stieler es den ungenannten Brüdern zu Gemüth zu führen, wie eng sie zu uns gehören, wie auch die Zeit der unartärtschen Trennung es nicht vermocht hat, ihr eigenes urdeutsches Wesen zu zerstreuen. Und uns zeigt er zugleich, was wir verloren und was wir wieder gewonnen haben. — Aber an der Hand dieses lebenswärtigen und geistreichen aller Reiseführer die altdeutschen Lande am linken Ufer des Oberrheins durchwandern und seine Schilderungen durch Robert Ahnus's treffliche Bilder und Skizzen sich ergänzen läßt, wer bald mit ihnen die geschichtliche Entwicklung sich vergegenwärtigt, bald die künstlerische durchsicht oder die landschaftlichen Schönheiten betrachtet und dazu immer und immer wieder auf lebendige Spuren des gemeinsamen Vorlebens in Sage und Poesie sieht — der wird erst recht mit Bewußtsein sagen können, wie von einem selbsterwobenen Herzens- und Geistesbeig: „wieder unser!“ Wie heimlich muthet uns doch an Trüt und Schritt besonders „unser Ländel“ an; wie freudig begrüßt man die „wunderliche Stadt“, wie gern theilhaft man sich an den „Kuschlügen von Straßburg!“ Durch Goethes Jugenderlebnisse ist uns das alles ja besonders nahe gerückt; auch der strengste Sittenrichter kann sich dem Jauber nicht verschließen, der auf dem „Döhl von Sessenheim“ ruht. Stieler hat dasselbe unangefast und sein Verhältnis zur Wirklichkeit unberührt gelassen. Man schlägt gern mit ihm den Weg nach jener Städte der Poesie ein, die für alle Goetheverehrer ein kassischer Wallfahrtsort geworden ist. Während Ahnus uns einen Bild thun läßt auf das im Grün still und freundlich liegende Dorf von dem kleinen hochgelegenen Wäldchen aus, wo der Ruheplatz Friederikens (die sogenannte „Friederikens Ruhe“) war und uns das alte traute Pfarrhaus, wie es zu Goethes Zeiten ersah, skizziert, führt uns Stieler in das neue Pfarrhaus, das aus dem Jahre 1835 stammt und ganz nahe an der unverändert gebliebenen Kirche liegt. Dann treten wir in den Pfarrgarten und legen uns unter den alten Sol-Lunderbüsch, — alias: „Jasminlaube“ — unter dem Friederike mit Goethe einst gesessen haben soll. „All unsere Gedanken werden festgehalten im Baumkreis jener Zeit“, schreibt Stieler, und fährt dann fort: „Wir hören Goethe in der Laube, wie er die „schöne Melusine“ erzählt, wir hören den lärmenden Kreis von jungen Freunden, die schon beim Frühstüd den Wein nicht gelpart, und nun ihre tollsten Streiche treiben, wir sehen Friederike, wie sie durch die blühenden Furen wandelt.“ Das waren die Tage,“ schließt er, „die der größte deutsche Dichter auf dieser Scholle im „süßen Eliaß“ verlebte, und welche Wärme atmet nicht dies Leben! Durch seine Schilderung, wie durch unser eigenes Empfinden, wenn wir das kleine Sessenheim besuchen, halt gleichsam ein Grundton das Wort: „Ich war grenzenlos glücklich an Friederikens Seite.“

Wie anders als das Goethe'sche Jdell und das dichterische Echo Stieblers klingt der streng geschichtliche Bericht, den uns der seit sechzehn Jahren in dem berühmten Dorje waltende Nachfolger des Vaters Friederikens, Pfarrer Lucius, gibt! Zuerst fühlt man sich von seinem kritischen Verfahren, von seinen gewissenhaften Untersuchungen, von seinen urthundlichen Verichtigungen peinlich berührt. Schon daß wir an Stelle von Sessenheim das unzweifelhaft richtige Sessenheim setzen sollen, mißfällt uns. Ebenso ungern erfahren wir, daß der Name „Friederikens Ruhe“ durchaus in das Gebiet der Goethe'schen „Dichtung“ gehört, und daß die altberühmte „Jasminlaube“ schon längst von ihrer ursprünglichen Stelle in ein kleines Gärthen zwischen der Straße und der Scheune verpflanzt ist und ganz anders aussieht, als der von Ahnus etwas poetisch aufgefaßt, „Hollunderbüsch“. Glücklicherweise stimmt das alte Pfarrhaus, das sich der aus dem XV. Jahrhundert stammenden Kirche gegenüber erhoht, mit der Lucius'schen Beschreibung und der von Pfarrer Lambs entworfene Zeichnung derselben, der zum Vergleich die Grundrisse des Pfarrhofes von 1770 und 1870 hinzugefügt sind. Auch sonst berichtigt Lucius noch eine Reihe kleiner Irrthümer; so weist er nach, daß das neue Pfarrhaus nicht nach Goethes Plänen gebaut ist; daß Friederike über 18 Jahre alt war, als Goethe sie zum ersten Male sah, und nicht 15 oder 16 Jahre, wie man es gewöhnlich annimmt z. z. Kurz, man sieht sich versucht, in des ersten Sessenheimer Wallfahrers, L. Tiedts Klage

einzustimmen, der enttäuscht ausrief: „Eine unpoetische Wehmuth erfüllte mich, daß alles dort so anders, so ganz anders war, als meine Phantasie, nach der unvergleichlichen Schilderung unseres Dichters, es mir vorgemalt hatte.“

Mit unermüdlichem Fleiß, gründlicher Gewissenhaftigkeit und einem sichern, auf die genaueste Orts- und Sachkenntniß gegründeten Urtheil hat Lucius die ganzen, auf das Sessenheimer Jdyl bezüglichen Aften nochmals revidirt. Kritisch beleuchtet er zunächst die umfangreiche „Friederiken-Literatur“ von Raedes „Wallfahrt nach Sessenheim“ bis auf das treffliche Werk von Hirzel und Bernays: „Der junge Goethe“, in welchem die für Friederiken gebildeten Pieder wie zu einem Kranze anmüthig verschlungen und die dahin gehörigen Briefe lehrreich zusammengestellt sind. Dann geht er den ganzen so wichtigen Abschnitt in Goethes Leben an der Hand urkundlicher Thatfachen genau durch und führt so des Dichters „anmüthvolle Erzählung auf das Maß geschichtlicher Wahrheit“ zurück, aber er thut es eben so taktvoll wie gewissenhaft, ganz nach des Dichters eigener Vorschrift: „Nichts verlindeert und nichts verweigelt.“

Nichts verzerzt und nichts vertritt.“

Indem er so das Legendenhafte von dem geschichtlich Erwiesenen scheidet, wird freilich aus der lieblichen Idylle eine ernste tragisch verlaufende Geschichte: Goethe selbst hat ja seine Schuld gegen die Geliebte nie benämelt noch verkleinert, sondern sie offen eingestanden. Was er seit seinem Scheiden aus Sessenheim, das Friederiken in eine lebensgefährliche Krankheit fürte, gefühlt, wie er, von Gewissensbissen gequält, friedlos umhergeirrt war, das spiegelt sich im „Clavigo“, auch zum Theil im „Faust“ wider. Marie Beauvais ist insbesondere in eine lebensgefährliche Krankheit auf Friederike zurückzuführen. „Alles, was Goethe aus eigenen Vorwürfen sich sagen mußte Friederiken gegenüber,“ urtheilt Hermann Grimm, „finden wir in Clavigos Charakter wieder, während die heroische Milde Mariens, in einer zerbrechlichen irdischen Erscheinung, so schon auch dem entspricht, was Goethe über Friederikens Benehmen im Jahre 1779 an Frau von Stein schreibt.“ Am Schluß des Berichtes über diesen denkwürdigen Besuch ruft der Dichter aus: „Jetzt kam ich wieder mit Zufriedenheit an das Erdhen der Welt hindenden und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgeföhnten in mir leben.“ Lucius bemerkt dazu: „Veröhnend wirkt auch noch heute die innige ruhige Schilderung dieses letzten Zusammentreffens, das zwischen Goethe und Friederike stattgefunden.“ Wer wollte dem nicht gerne beistimmen?

So steht denn Friederikens bisher schwankendes Charakterbild jetzt in festen Jügen vor uns, und es ist wahrlich nicht unebenbürtig der aus „Dichtung und Wahrheit“

**Inhalt.** Der Bismarck von Hinterhausen. (Schluß) Novelle von Rob von Reuß. — Der erste Verlust. Originalzeichnung von W. Simmler. — Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850. XI, XII. — Die Jubiläumssänger in Deutschland. Von Rudolf Kögel. — Franz Lenbach. Von Karl Stieler. Mit Portrait. — Am Familientische: Bücherzhan. LVII. Mit 4 Illustrationen von R. Ahnus.

Herausgeber: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich: Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Dohm-Expedition (Pelzhan & Klasing) in Leipzig. Druck von H. G. Fehrer in Leipzig.

uns bekannten idealen Gestalt. Gereinigt ist es auch durch Farrer von allem Makel, den noch neuerdings die böswillige Verleumdung mehrerer kirchlicher Zeitungen der protestantischen Pfarrerstochter anhängen wollten. Und schließlich wird es vollendet durch eine Schilderung des ferneren Schicksals Friederikens, die unvermüht blieb, seit 1801 im Hause ihres Schwagers, des Pfarrers Marx, zuerst in Diersburg, dann zu Weihenheim bei Lahr still und zurückgezogen im stillen anerkennenden Dienst der Bedürftigen und Nothleidenden lebte, und am 3. April 1813, von Reich und Arm tief betrauert, starb.

Die ältere Erscheinung des Luciusischen Buches — der geschmackvoll eingeleitete Satz, das dem Auge wohlthuende Papier, die artistischen Beilagen — macht der alten Buchdruckerstadt Straßburg, aus der schon im XV. Jahrhundert zwei der ältesten Bibelbrude hervorgingen, alle Ehre. Interessant ist es auch, daß aus derselben Offizin, die es hergestellt, und zwar von dem Urosvater des jetzigen Verlegers (ex officina Henrici Heitzii) gedruckt, einst die Thesen hervorgingen, über welche Goethe am 6. August 1771 behufs seiner Promotion zum Licentiaten (nicht zum Doctor) disputirte.



Das Sessenheimer Pfarrhaus zu Goethes Zeit (1770).



Rosenbüsch im Pfarrgarten von Sessenheim.



Kirche von Sessenheim.



Sessenheim von Friederikens Ruhe ane.

Herr E. A. Seemann erachtet uns, die Rezension unseres Rezensionen in dem Artikel über das von ihm herausgegebene, Prämienwerk des Albertvereins in Nr. 8: „es habe die Verlagsbehandlung sich vielfach mit dem begütigen müssen, was ihr um des wohlthätigen Zweckes willen an Schritten und Gliedern dargelegten wurde.“ durch folgende Mittheilung zu berichtigen: „Gehört in dem Sinne, daß feinerlei Gegenleistung gewährt wäre, ist nicht eines der verwandten Galvanos, selbst für das Derselben von Originalstöden habe ich zum Theil sehr hohe Vergütungen geleistet.“

**Griechen.**

Auf mehrere Anfragen nach einer Besprechung der in Nr. 4 erwähnten Aufzug-Verdicht-Entwürfe theilen wir hier zwei Abschnitte mit: R. Köpfe in Straßburg (Gemeinlichkeit) und Emil Reichow in Berlin (Dr. Friedrichs-Groß 50). — W. Z. in O. v. P. (Stückende Kunst über den „Berberischen Evangelischen Kalender“ finden Sie im Jahrbuch 1873 S. XXVIII ff. — G. v. Z. in R. Zwei vorzügliche Bildnisse unseres Kaisers sind von Adolf Braun in Dornach nach dem Leben — das eine im Herbst 1876 in Civil, das andere im Reichjahr 1877 in Uniform — photographisch aufgenommen, und zeichnen sich scheinbar durch Treue und Schönheit aus. Jede der beiden Aufnahmen ist in 4 Größen zu 4 verschiedenen Preisen in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben. — Fr. v. H. in R. in Dr. August Sturm ist der Sohn eines alten Mitarbeiter's Julius Sturm. Seine Gedichte, von denen wir einige (XIII, S. 54, 70) veröffentlichten, hat so eben in einer neuen Ausgabe bei C. Bertelsmann in Gütersloh erschienen. — Der im vorigen Jahrgange im Dohm erscheinende Roman von Louise v. François: „Stufenjahre eines Wäldchens“ kam im Anfang November als Buch in zwei Bänden heraus und hat eine so beständige Aufnahme gefunden, daß bereits eine zweite Auflage notwendig geworden ist.